

querenden leistungsfähigen Wasserstraße verwirkt werden.“ Natürlich seien die Erklärungen der Regierung bezüglich der Privatkonzessionen zur Lippeanästierung und zur Erhaltung der Wettbewerbsfähigkeit Schlesiens mit dem Flußrevier aufrecht erhalten worden. Es werde augenblicklich erwogen, ob dies Ziel durch Anlage von Staumweihern an der oberen Oder erreicht werden könne. „Wird durch die Ansammlung von Hochwasser und sonstigen reichlichen Niederschlägen ein Mittel gefunden, die Wasserrate der Oder auf 140 Meter zu erhalten, so wird die Schifffahrtsstraße von Görlitz bis Berlin und Stettin leistungsfähiger und billiger werden als der mit verhältnismäßig hohen Abgaben zu belegenden Rhein-Elbe-Kanal.“ Erweist sich wider Erwarten die Anlage von Staumweihern als nicht zweckmäßig oder wirtschaftlich, so wird zunächst die Vertiefung der oberen Oder von der Neuenhütting bis Breslau durch Kanalisierung ins Auge zu fassen und im übrigen das erreichte Ziel durch angemessene Erhöhung der Eisenbahntarife ab Schlesien zu erreichen sein.“ Naturgemäß finde der Berlin-Stettiner Kanal als wesentlicher Bestandteil der großen Westostlinie seinen Platz in der neuen Kanalvorlage. Die Regierung hofft, daß trotz der großen Widersprüche gegen die vermehrte Füllung von Wasser in das Pregel- und Neinenthal die Verhandlungen betreffs des masurenischen Kanals zu einem befriedigenden Abschluß gelangen. Der ziemlich kostspielige Plan zur Regulierung der Spree sei noch nicht abgeschlossen, ebenso wenig wie die Regulierung an der unteren Havel, wo eine durchgreifende Verbesserung der Vorstut im landwirtschaftlichen Interesse geplant sei. Noch nicht in der neuen Vorlage Ausnahme finde der Plan, über den Erwägungen schwelen, im Anschluß an die Verbesserung der Oder-Weichsel-Verbindung die Fahrwasserverhältnisse der Warthe bis Posen so zu gestalten, daß 400 Tonnen-Schiffe bis Posen gelangen können, wenn auch nicht zu jeder Zeit mit voller Tiefgang. Auch sei eine Umarbeitung des Oder-Kanal-Entwurfs von der Oder über Bentschen und Meseritz bis Groß-Görlitz, sowie eine Erhebung darüber eingeleitet, ob die wirtschaftlichen Vorteile mit den auszuwendenden Baukosten in solchem Verhältnisse stehen, daß den Wünschen der landwirtschaftlichen Anlieger in einer dem Verkehrsbedürfnis angemessenen Weise entsprochen werden kann.

Die Kosten der bisherigen Kanalvorlage waren bemessen auf 260,7 Millionen Mark. Die Kosten der erweiterten Kanalvorlage einschließlich der leichterwähnten Entwürfe giebt die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schätzungsweise „bis zu 450 Millionen“ Mark an. Dieser Betrag aber werde keinesfalls überschritten werden. Der offizielle Artikel giebt zu, daß die finanziellen Bedenken, welche bei vielen Kanalgegnern in erster Linie zur Ablehnung der letzten Vorlage geführt haben, durch die Erhöhung der Summe um 190 Millionen Mark nur verstärkt werden könnten. Diesem Bedenken aber müsse entgegengehalten werden, daß die solchergestalt auf 450 Millionen Mark erhöhte Summe überhaupt nach anderen Gesichtspunkten bestellt werden muß, als die Bewilligung einer bestimmten Summe für einen einzelnen Kanal. Es kann nicht in der Absicht liegen, diese 450 Millionen Mark möglichst schnell, etwa in 6–8 Jahren, zu verbauen.“ Die neue Gesamtvorlage kennzeichnet sich als ein genau umgrenztes Programm derjenigen größeren wasserbaulichen Anlagen, welche die Regierung im Laufe der nächsten 15 Jahre auszuführen gedenkt. Zum Schluß spricht die Norddeutsche Allgemeine Zeitung die Hoffnung aus, daß mit der Erweiterung der Kanalvorlage ein Inhalt gegeben sei, der die Zustimmung aller derjenigen finden könne, die nicht grundsätzlich dem Bau und der Vereinigung unseres bisher getrennten Wasserstraßennetzes entgegenstehen.“

Politische Tagesrundschau.

Deutschland.

Die Flottenvorlage, die nicht auf der Tagesordnung der gestrigen Bundesratssitzung stand, ist, wie ein parlamentarischer Berichterstatter meldet, angenommen worden, indem die Vertreter mehrerer Staaten ausdrücklich den Vorbehalt machten, daß nachträglich über die Deckungsfrage eine besondere eingehende Beratung erfolge. Von Bayern, Württemberg und Baden werde Wert darauf gelegt, daß seitliche Bestimmungen darüber getroffen werden, daß bei Ausstellung der künftigen Reichsstaats keine Erhöhung der Matrillardbeiträge über den Betrag der Überwehrungen hinaus stattfinden darf. Diese Staaten sollen auch zur Deckung der Kosten der Vorlage die Einführung einer Reichssteuer, und zwar eines Bushlags zu den Erbshäfen sowie einer der größeren Vermögen, in Anregung gebracht haben. Dafür werden sie keine Gegenliebe finden. Am wichtigsten an der Mitteilung aber ist, daß man die ganze Deckungsfrage, die doch von schwerwiegendster Bedeutung ist, glaubt „nachträglich“ behandeln zu dürfen.

Bemerkenswert ist aus den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vom Donnerstag die feierliche Erklärung des Landwirtschaftsministers, daß die Vermehrung der Flotte nicht deshalb gefordert werde, um die Getreidezufuhr im Kriegsfall zu sichern. Die Apostel des Flottilleevangeliums haben gerade damit am stärksten gearbeitet. Prof. Schmoller hat das mit seiner wissenschaftlichen Autorität zu dessen Untermauern. Und nun ist auch das nichts! —

Am Geburtstage Wilhelms II. fallen in Berlin die üblichen Feierlichkeiten wegen des Todes der Mutter der Kaiserin, Herzogin Friedrich zu Schleswig-Holstein, an. —

Mit den Germanisierungsbestrebungen in der Provinz Posen geht es nicht vorwärts. Das beweist der Schlußsatz eines Telegramms Wilhelms II. an den Oberpräsidenten, der Mitteilung von der Gründung eines Flottenvereins gemacht hatte. Der Satz lautet: „Wolte Gott, daß mit der deutschen Flotte auch die deutsche Sache dort gleichen Fortgang nimmt.“ Danach ihrt sie daß jetzt also nicht. —

In der Budgetkommission geschah am Freitag bei der weiteren Beratung des Kolonialstaats auch des Staats- und Handels Erwähnung. Abg. Eichhoff (freiz. Bp.) fragte

am, unter Berufung auf den Bericht eines Baseler Missionars, ob in der Kolonie Kamerun noch Sklavenhandel getrieben werde. Ein Vertreter des Kolonialamts erwiderte, daß im Küstengebiet, welches unter deutschem Einfluß steht, kein Sklavenhandel mehr getrieben werde. Das Binnenland sei noch unter der Herrschaft muhammedanischer Häuptlinge. Die Reste der früheren Sklaverei, welche noch im Küstengebiet vorhanden sind, würden allmählich verschwinden, da die Sklaverei sich nicht vererbe, auch die Verpflichtungen, welche die Herren gegen die Slaven zu erfüllen haben, größer sind als der Nutzen, der ihnen aus dem Sklavenbesitz erwachse. Thatsächlich haben sich die Verhältnisse in Kamerun bedeutend gebessert, aber mit einem Schlag die eingewurzelte Wollsauschauung zu beseitigen, sei unmöglich. Es bleibt also vorläufig bei dem kulturrückwärtigen Zustande. —

Nachrichten aus dem Auslande.

In Österreich wurde nach vielen freien Presse die Besiedlungskonferenz auf den 5. Februar einberufen. Die Tschechen haben die Forderung nach einer einheitlichen Konferenz für Böhmen und Mähren fallen lassen. In Prag ist auch am Donnerstag die Bürgermeisterwahl ergebnislos verlaufen. Beider der beiden Kandidaten erhielt die erforderliche Stimmenzahl. Nun soll am Freitag zum dritten mal gewählt werden. Der Bund der deutschen Städte in Böhmen bleibt untersagt. Auf die Weichselwerde der Stadtverordneten von Reichenberg wegen der Nichtgenehmigung der Statuten des Bundes der deutschen Städte Böhmens erkannte das Reichsgericht in Wien, daß durch die Nichtbilligung der Statuten eine Verletzung des staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Rechtes. Vereine zu bilden, nicht stattgefunden habe, da die beabsichtigte Vereinigung von Gemeinden eine Geschäftigung der allgemeinen staatlichen Ordnung in sich schließe und die in der ministeriellen Entscheidung ausgesprochene Besorgnis für den staatlichen Organismus begründet erscheine. —

Der katalanische Abgeordnete Uteig protestierte am Freitag in der spanischen Kammer gegen die Form, in der die Begnadigung der Montjuich-Berurteilten erfolgt ist. Die Ausweisung aus Spanien bediente, sie dem Elend preisgeben, während sie doch unschuldig seien. Uteig meinte, die Begnadigung beweise, daß die Regierung sie als unschuldig ansiehe, und er verlangte, der Prozeß sollte den Kortez unterbreitet werden. Silvela weigerte sich dessen und gab zu, daß nur leise Zweifel an dem Schuldburg der Berurteilten beständen. Die Republikaner sind entschlossen, nicht zu ruhen, bis die Revision des Prozesses erzielt ist. —

Der Thronwechsel in China ist unter geheimnisvollen Umständen erfolgt. Was lange befürchtet wurde, daß der Kaiser seines natürlichen Todes sterben würde, ist eingetroffen. Nachdem Kaiser Kuang-Su das Ernennungs-Dekret für seinen Nachfolger mit der Begründung, daß er wegen seines schlechten Gesundheitszustandes nicht in der Lage sei, die Staatsgeschäfte zu leiten, am Mittwoch unterzeichnet hat, hat er geendet. Londoner Morgenblätter sagen, der Kaiser habe in der Nacht zum Donnerstag Selbstmord begangen. Das bevorstehende nahe Ende des Kaisers ist seit Jahresfrist zu oft angeklagt worden, als daß die Nachricht vom Selbstmord ohne weiteres Glauben finden könnte. Londoner Blätter erfahren, daß eine Abreise französischer Marinesoldaten bereits in Peking eingetroffen ist. Man glaubt in Peking, daß einige Gefandschaften vor Unterzeichnung des Dekrets um Rat gefragt worden sind, namentlich die russische und französische, welche Kuang-Su ungünstig gesinnt waren, dessen Freundschaft gegen England, Amerika und Japan ihm viele mächtige Feinde gemacht hat. Die Londoner Morningpost bezeichnet die Abdankung Kuang-Sus als eine Etappe in dem Fortschritt des russischen Weltgewichts in China. —

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz.

Die Freude der Engländer über die Besetzung des Spionkop ist nur kurz gewesen. Eine Depesche des Generals Buller aus Spearman's Camp vom 25. d. Mts., 12 Uhr 5 Minuten mittags, besagt: „Ich bedauere, melden zu müssen, daß, wie ich heute morgen erahne, in der Nacht die Division des Generals Warren den Spionkop wieder hat aufgeben müssen.“ Die Wendung in der Siegesnachricht von gestern, daß die Engländer den Spionkop „den ganzen Mittwoch über besetzt gehalten“ hätten, läßt darauf schließen, daß dem englischen Kriegssammler hierzulande in der Mittwoch mitternacht 12 Uhr 10 Minuten aus Spearman's Camp datierten Depesche die Wiederausgabe der eroberten Position bekannt war.

Vom Modderfluss liegt folgende Neuter-Meldung vor: Wie gewöhnlich fand heute früh sowie heute abend ein Beschließen der Lautgräben der Buren statt. Das Feuer der Engländer war auf die hohen Kopjes links von Magersfontein gerichtet, wo, wie man glaubte, die Buren ein neues Gefücht anfahrauen wollten. Die Verluste der Buren seit dem Beginn des Krieges beziffert der Gesandte von Transvaal in Brüssel Dr. Leyds auf 212 Tote, 1000 Verwundete und 200 Gefangene, die Verluste der Engländer dagegen auf insgesamt 8900 an Toten, Verwundeten und Gefangenen.

Zur Beiflagnahme der Bark „Hans Wagner“ wurde von der Post berichtet, daß dem Schiffe von den britischen Behörden in Port Elizabeth aufgezogen worden sei, die von ihnen als Kriegsontrebande bezeichneten Güter zu lösen und daß das Schiff darauf weitersegeln sei. Diese Meldung entspricht, wie uns aus Hamburg mitgeteilt wird, nach Erfahrungen, die bei den Eigentümern der Bark „Hans Wagner“ eingezogen sind, nicht den Thatjahren, wenigstens ist der Reederei von dem Weitersegeln des Schiffes nichts bekannt. Der „Hans Wagner“ löst vielmehr noch seine Ladung, von der jedes Koffer aufs peinlichste auf Kriegsontrebande untersucht wird. Wenn dies geschehen ist, wird die Ladung erst wieder eingenommen werden müssen, bevor das Schiff weitersegeln kann. Die Durchsuchung des Schiffes scheint jedoch noch nicht beendet zu sein, denn sonst wäre der Reederei sicher seitens des Kapitäns das Ergebnis der Untersuchung schon mitgeteilt worden. —

Nachrichten aus Magdeburg.

— Achtung Rosswäber. Montag legen sämtliche Rosswäber bei der Firma Held in Schönebeck die Arbeit nieder wegen Maßregelung verschiedener Kollegen. — Der Auftand auf den Weltfahrradwerken, vormals Hoher u. Mohr, A.-G., dauert fort. —

Die Lohnbewegung der Handschuhmacher in Burg und Neuhausen ist noch nicht beendet. — Metallarbeiteraufstand in Magdeburg. Die Firma Garrett Smith u. Co. ist den ausständigen Arbeitern noch nicht entgegengekommen. Unter den Schlossern und Monturen macht sich eine Bewegung zu Gunsten der ausständigen Kesselschmiede bemerkbar. Von einem Ausland dieser Abteilungen haben die Leiter der Organisation vorläufig abgeraten, trotzdem hat schon eine Entlassung stattgefunden. Warum werden die Arbeiter auf solche Weise zur Arbeitsniederlegung herausgefordert? Wäre nicht am Abend vor dieser Entlassung der Rat erlaubt worden, auf keinen Fall die Arbeit niederzulegen, so würde ein großer Teil der Arbeiter die Arbeit verlassen haben. Alle diese Vorgänge zeigen aber, was noch geschehen kann, wenn die Firma sich nicht entgegenkommen gegen die Forderungen der ausständigen verhält. — Zu der Füllung Stolberg-Wachsenburg haben die zuerst in den Ausland getretenen Schmiede und Dreher nicht ausfangen dürfen, infolgedessen hat am Freitag mittag noch eine Menge Blechschmiede, Schlosser, Schmiede, Dreher und Tischler die Arbeit niedergelegt. —

— Die Krankenpflege im Magdeburger Krankenhaus gibt den Frommen im Lande gegenwärtig Gelegenheit zu eigener Diskussion. Der Chefarzt des althannischen Krankenhauses hat die früher thätigen Diakonissen durch gewisse Krankenpflegerinnen ersetzt, weil die Kräfte der ersten für den schlechten Vertrag nicht ausreichen. Darob große Entrüstung in den Kreisen, die als unbedingt erforderlich für eine Krankenpflege strenge Kirchlichkeit ansiehen. Es schreibt der katholische Anzeiger: „Sie Zeit wird nicht sein, dann wird man es an den armen Kranken schon merken, was es heißt, daß die Diaconissen durch weltliche Pflegerinnen abgelöst werden. Diese Niede, als wenn die Pflegerinnen besser ausgebildet würden, ist lächerlich und durchsichtiger jeden, der sehen will, daß es kaum zweifelhaft ist, worum die Behauptung hinans soll. Wir können diese Streitungen nicht anders aussäßen, denn als ein Verantwortlicher der Kirche aus den Städten des Erzstifts, und wir sind überzeugt, daß der Staat bald selbst genötigt sein wird, gegen die artige Willkür aufzutreten.“ Uns scheint, daß der katholische Anzeiger sich sehr auf dem Holzweg befindet, wenn er meint, die Kirche habe unter allen Umständen ein Privilegium davon, „an den Eltern des Christen zu wirken.“ Die religiöse Ausübung und Bekennung kann nicht maßgebend für die Brancharbeit einer Krankenpflegerin sein, sondern, nur ihre Läufigkeit und Brauchbarkeit. Mit der Behauptung, es sei lächerlich zu sagen, die Pflegerinnen seien besser ausgebildet, wie die Diaconissen, ist die weit verbreitete Aussicht, daß die Diaconissen zwar in Bezug auf ihre religiöse Bekennung mehrere jede Pflege aushalten können, als Krankenpflegerinnen aber oft viel zu läufigen läßt, nicht aus der Welt geschafft. Es ist unter allen Umständen vom Uebel, wenn man sich bei der Ausbildung zu einem so schweren, verantwortungsvollen und erfragungsbereichen Berufe, wie der einer Krankenpflegerin von religiösen Motiven leiten läßt und deshalb findet auch der Chefarzt des althannischen Krankenhauses unseres Beifalls, wenn er in seinem Bericht schreibt: „Es wird einst unverständlich erscheinen, daß noch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts Oberkirche und Geistliche über Ausbildung, Ausbildung und Verteilung von Krankenpflegerinnen in erster Linie zu bestimmen haften.“ Uns scheint, der Arzt verdient hier mehr Vertrauen als wie der Geistliche, der doch wohl ein bisschen zu sehr auch auf das himmlische Wohlergehen der Kranken bedacht ist. —

— Patriotische Dichtkunst. Im Amtlichen Anzeiger finden wir in einem längeren Gedicht folgende „Stimmungsvolle“ Verse:

Alles Kleine muß vergehen
Vor dem Ziel, so hoch und heit:
Deutschland groß in allen Landen,
Deutschland groß auf weitem Meer!
Soll nicht unsre Flagge wehen,
Unsre Flagge, schwarz-weiss-rot,
An den feinsten Seegestaden
Wie im Leben so im Tod?!

Sagt, wer will uns dann gebieten,

Wenn im Eis-panzerleid

Wir das weite Meer durchfuhren,

Wir das große Volk der Zeit?

Der Flottenvölker treibt wunderliche Wüsten.

— Mit den ungleichen Herren an den festigen Schulen besaß sich auch der Lehrerverein in seiner letzten Sitzung. Bekannt ist, daß die städtische Schuldeputation eine Gleichlegung wünscht, doch aber dahingehenden Vorstellungen von der Regierung keine Folge gegeben wurde. Seitens der Lehrer wurde beschlossen, eine von dem Vorstand ausgearbeitete Petition an die königliche Regierung zur Zeit nicht abzuschicken, da sich scheinbar Vernehmung noch eine starke Opposition gegen den jetzigen Zustand in der Bürgerschaft vorbereite. Das Vertere wird sich hoffentlich bewahrheiten. Es scheint uns aber notwendig, daß von irgend einer Seite Gelegenheit genommen wird, die Bewegung in Fluss zu bringen und vielleicht sind die Lehrer hierzu die geeigneten Personen. Auf jeden Fall verbietet die Angelegenheit eine Bedeutung: denn es wäre wirklich bald an der Zeit, daß der Zustand austöre, nach welchem der Geldbeutel des Vaters maßgebend ist für die Zeit, in welcher der Schüler sich seiner Erholung widmen kann.

— Hochwasser in Aussicht. Die Elbstrombauverwaltung will mit, daß nach der Voranschreitung der hydrographischen Landesaufnahme in Prag der Höchststand der Elbe in Torgau voraussichtlich am Sonntag abends mit 5,45 Meter am Pegel eintreten wird. Auf dem Mittel- und Saalgebiet liegen nur wenige Nachrichten vor, so daß der Verlauf der Hochwasserwellen weiter abwärts erst in den nächsten Tagen vorherbestimmt werden kann. —

— Die Mauls- und Klauenseuche ist unter dem Viehstande des Viehhändlers Ehrlich in der Eiderenburg ausgebrochen. —

— Im Circus-Theater treten die zum jüngsten Spiel-Eensembl gehörenden Künstler und Künstlerinnen ihr noch s. zum 31. d. Mts. auf. Allabendlich erregen die einzelnen Nummern ein großes Aufsehen, insbesondere sei der geradezu erstaunlich wiederaufgehende Tollkühnheits-Tanz des Stelzenpauers Henrich Lippe gedacht; Herr St. u. S. führt auf Stelzen sieben von acht übereinander stehenden Tischen den Salto auf die Bühne herab. Daß die von uns französische köstliche Pantomime D'Amour (Die Hochzeitsreise) stets mit größter Heiterkeit aufgenommen wird, braucht kaum betont zu werden. Sonntags finden zwei Vorstellungen statt. —

Provinz und Umgegend.

Halberstadt. (Abhängig der Hausarbeit.) Der Kampf um die Abhängig der Hausarbeit im Handschuhgewerbe ist beendet. Mit sämtlichen Fabrikanten sind Abmachungen getroffen, daß im nächsten Jahre die Hausarbeit gänzlich aufhört und auch für die Zukunft kein Fabrikant Hausarbeiter beschäftigen darf. Daß dieses Uebel endlich mit Erfolg bekämpft werden konnte, trotz der Quertriebserien einiger Kollegen, ist nur der starken Organisationen zu danken. Mögen alle Arbeiter hieraus die nötige Anwendung ziehen. —

H. LUBELIN

empfiehlt für

Bälle u. Festlichkeiten:

Ballatlas in sämtlichen Lichtfarben a Meter 35 Pf. u. 1.25 Mt.

Halbseidene Merveilleux in sämtlichen Lichtfarben a Meter 67½ Pf.

Reinseidene Merveilleux und Alenire in sämtlichen Lichtfarben a Meter 1.65 und 2.75 Mt.

Halbseidene Bengasine und Backfischseide in sämtlichen Lichtfarben in verschiedenen Preislagen.

Reinwollene Crêpes in sämtl. Lichtfarben a Meter 55 Pf.

Reinwollene Gachemires in sämtlichen Lichtfarben a Meter 90 Pf., 1.20, 1.50 Mt. re.

Ballsatins in sämtlichen Lichtfarben a Meter 37½, 50 und 65 Pf.

Ballcattine in sämtlichen Lichtfarben a Meter 25½ und 30 Pf.

Tarlatan lame, silberfarbig gewebt, a Meter 15 und 20 Pf.

Tarlatan in weiß, doppelbr., a Meter 20 Pf., farbig a Meter 24 Pf.

Tüllle in allen Lichtfarben a Meter 30 Pf.

Mulle in allen Lichtfarben a Meter 30 Pf.

Mulle in weiß a Meter 25, 33, 40, 50 und 57 Pf.

Batiste in weiß a Meter 45, 52½, 60, 67½, 75 Pf. re.

Ballsammete in allen Lichtfarben a Meter 55 Pf.

Sammete in schwarz a Meter 60, 82½, Pf., 1.00, 1.25, 1.50, 1.80, 2.50 Mt. re.

Ballrüschen in allen Lichtfarben, **Ballayens**, **Tabots**, **Zillshales**, **Federboas**, **Ballboas**, **Feder-**, **Pelz-** und **imitirt Schwanbesätze**, **seidene Bänder**, **Wachsperl-Besätze** und **Wachsperl-Garnituren** in großer Auswahl.

Gold- und Silber-Besatz-Mittels:

Lahnbänder in Gold- und Silberfarben, Nr. 0 per Stück a 5 Meter 4 Pf., per Stück a 30 Meter ½, 1, 2, 3, 4, 5, 6
37 50 60 75 95 115 140.

Gürtelbänder per Stück a 10 Meter Nr. 8, 10, 12
70 85 100
per Meter 8, 9, 12 Pf.

Gold- und silberfarbige Spieße per Meter 14, 16½, 27, 30, 37½, 40, 60 Pf.

Gold- und silberfarbige Elixierborde per Meter 5, 9, 10, 14 Pf.

Gold- und silberfarbige Gallonen und Chainettes per Meter 6, 9, 10, 13½, 16½, 18, 20, 22, 28, 37½, Pf.

Gold- und silberfarbige Rund- und Brillantschnur per Meter 2, 4, 5, 7½, 12, 20, 25, 37½ Pf.

Colliers in hervorragenden Sortiments, a 20, 25, 40, 50, 60 Pf.

Masken- und Carnaval-Costümbilder, koloriert, in hervorragenden Neuheiten à Stück 50 Pf.

Masken-Cattine und Barchende in schönen Dessins a Meter 33 und 42 Pf.

Ballfragen a 5.25, 6.75, 7.75, 8.25, 10.00, 14.00 bis 27.00 Mt.

Ball-Charpes a 35, 45 Pf., 1.00, 1.25, 1.35, 1.75, 2.25, 2.75 Mt. re.

Seidene Kopf-Chales, a 1.35, 1.50, 1.85, 2.00, 2.25, 2.40, 3.40, 3.50, 4.00, 4.25 Mt. re.

Ballhandschuhe a 19, 33, 35, 40, 50, 60 Pf. re.

Ballhandschuhe in Halb- und Reinseide von 4—24 Knopf, in sehr großer Auswahl zu bekannt billigsten Preisen.

Glacé-Handschuhe in weiß, crème und Ballfarben in großer Auswahl.

Ballstrümpfe in weiß, hellblau, rosa, crème, heliotrop, seegrün, goldgelb re., das Paar 10, 20, 45 Pf. re.

Balletstrümpfe, Ersatz für Bühnenwickots, in weiß, schwarz, rosa, lachs, ponceau re., a 45 Pf. und 1.25 Mt.

Pantalons in weiß, schwarz, chamois, hellblau, grau, gelb, rot und grün a 1.25, 1.75, 2.25 Mt.

Pantalons in bunt gestreift a 2.00 Mt.

Übertricots, ganz und halbärmelig, a 80 Pf., 1.00, 1.20, 1.40,

Cochas in grün, schwarz, rot und blau 2.25 und 4.00 Mt.

Cravatten in weiß und farbig in Batist, Atlas und Rips in bekannt großem Sortiment.

Gold- und silberfarbige Lahn- und Drahttressen, **Husarenstirnen**, **Bogenstirnen** re.

Gold- und silberfarbige Fransen, gedreht, a Meter 18, 30, 37½, 45 Pf.

Gold- und silberfarbige Fransen, extra schwer, a Meter 35, 40, 45, 50, 60 Pf.

Gold- und silberfarbige Chantille-Fransen in verschiedenen Breiten und Qualitäten.

Armbänder das Paar 20, 40, 50, 65 Pf.

Ohringe, goldfarbig und Wachsperlen, 10, 15, 20, 25, 30 Pf.

Goldgürtel und Silbergürtel a 30, 45, 65, 75, 90 Pf., 1.00, 1.20 Mt.

Maskenfächer a 8, 13, 20, 28, 30, 48, 65, 75, 95 Pf., 1.25 Mt.

Ballfächer in großer Auswahl a 75, 95 Pf., 1.25, 1.45, 1.65, 2.25, 3.00, 3.50 Mt.

J. Beilage zur Volksstimme.

Nr. 23.

Magdeburg, Sonntag, den 28. Januar 1900.

11. Jahrgang.

Die Riesen-Flotte.

Jetzt haben wir klar und deutlich vor Augen, was werden soll. Die angekündigte Schöne ist uns hüllelos gezeigt. Sie, die zuerst den Herren Interessenten, den Industriellen, sobald der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, jener dem Herrn Reichskanzler, weiter den deutschen Höfen und endlich der Vertretung des Volkes in Umrissen bekannt gemacht wurde, ist nun, nachdem sie in eine gehörige Form und in ein ordentliches Wesen gebracht worden war, von den Vertretungen der deutschen Regierungen angenommen und dem Reichstag vorgelegt worden.

Eine wesentliche Überraschung bietet ja der Inhalt nicht mehr. Die Schlachtflotte soll verdoppelt werden, das ist die Quintessenz des Ganzen. 1898 redete man anders. Die Regierung erklärte sich und den Reichstag in feierlicher Weise durch das damals angenommene Gesetz für gebunden. Das haben nicht nur oppositionelle Abgeordnete aus den damaligen Erklärungen der Regierung gehabt; selbst ein entschiedener Flottenfreund, wie der Abg. v. Bennigsen sagte am 24. März 1898:

"Aber auf der anderen Seite müssen wir doch eigentlich froh sein, wenn eine verantwortliche Verwaltung jetzt mit Bestimmtheit erklärt: nach allen Erfahrungen, die wir gemacht haben in unserem Lande und in anderen Ländern, und nach den Fortschritten der Technik, wie sie sich definitiv herausgestellt haben, nach den Bedürfnissen einer großen Marine ist das und das für Deutschland als notwendig und ausreichend Gegebene; wir glauben, dass damit ein dauernder Abschluss gewonnen werden kann . . . Speziell hat der Herr Staatssekretär des Reichs-Marine-Amtes in der Kommission eingehend und ausführlich dargelegt, dass in der Vermehrung der Flotte um 7 Linien-schiffe und 9 Aufklärungsschiffe gegen den bisherigen Zustand erreicht wird, dass wir in unseren Meeren, in der Ostsee und der Nordsee, auch der größten Marinemacht gegenüber im Stande sein würden, eine Seeschlacht zu wagen."

Aber es steht jetzt fest, dass an maßgebender Stelle schon damals eine solche Flotte gewollt wurde, wie sie jetzt verlangt wird. Natürlich steht davon jetzt nichts in der Begründung. Hören wir diese in ihrer diesbezüglichen wichtigsten Stelle:

"Für das heutige Deutsche Reich ist die Sicherung seiner wirtschaftlichen Entwicklung, im besonderen seines Welthandels eine Lebensfrage. Zu diesem Zwecke braucht das Deutsche Reich nicht nur Frieden auf dem Lande, sondern auch Frieden zur See — nicht aber Frieden um jeden Preis, sondern einen Frieden in Ehren, der seinen berechtigten Bedürfnissen Rechnung trägt. Ein Seekrieg um wirtschaftliche Interessen, insbesondere um Handelsinteressen wird voraussichtlich von längerer Dauer sein, denn das Ziel eines überlegenen Gegners wird um so vollständiger erreicht, je länger der Krieg dauert. Dazu kommt, dass ein Seekrieg, der nach Vernichtung oder Einschließung der deutschen Seefreitkräfte, auf die Blockade der Küsten und die Wegnahme der Handels-schiffe auf den Weltmeeren beschränkt wird, dem Gegner wenig kostet, im Gegenteile die Kosten des Krieges durch den gleichzeitigen Aufschwung seines eigenen Handels reichlich deckt. Ein unglücklicher Seekrieg von auch nur einjähriger

Dauer würde Deutschlands Seehandel vernichten und dadurch zunächst auf wirtschaftlichem und als unmittelbare Folge davon auf sozialem Gebiete die verhängnisvollsten Folgen herbeiführen. Ganz abgesehen von den Folgen der möglichen Friedensbedingungen würde eine Vernichtung des Seehandels während des Krieges, auch nach Beendigung desselben in absehbarer Zeit nicht wieder gut zu machen sein und dadurch zu den Opfern des Krieges einen schweren wirtschaftlichen Niedergang hinzufügen. Das Flottengejech hat der Möglichkeit eines Seekrieges gegen eine große Seemacht nicht Rechnung getragen, weil es bei der Aufstellung derselben im Sommer 1897 zunächst darauf ankam, die Ausführung des Flottengründungsplans vom Jahre 1873 in zeitgemäßen Schiffsmaterial sicher zu stellen, unter Beschränkung der Vermehrung auf die zu geringe Anzahl von Linienschiffen, welche erforderlich war, um wenigstens für ein Doppelgeschwader die durch taktische Erwägungen gebotene Organisation durchzuführen zu können. Um unter den bestehenden Verhältnissen Deutschlands Seehandel und Kolonien zu schützen, giebt es nur ein Mittel: Deutschland muss eine so starke Schlachtflotte besitzen, dass ein Krieg auch für den mächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, dass seine eigene Machtstellung in Frage gestellt wird. Zu diesem Zweck ist es nicht unbedingt erforderlich, dass die deutsche Schlachtflotte ebenso stark ist, als die der größten Seemacht, denn eine große Seemacht wird im allgemeinen nicht in der Lage sein, ihre sämtlichen Streitkräfte gegen uns zu konzentrieren. Selbst wenn es ihr aber auch gelingt, uns mit größerer Übermacht entgegenzutreten, würde die Niederlämpfung einer starken deutschen Flotte den Gegner doch so erheblich schwächen, dass dann trotz des etwa errungenen Sieges die eigene Machtstellung zunächst nicht mehr durch eine ausreichende Flotte gesichert wäre."

Also, unser Welthandel kann nur bestehen, wenn wir im Stande sind, es mit der stärksten Seefriedsmacht aufzunehmen. Bisher aber hat unser Welthandel entstehen und bestehen können, ohne dass ihm eine solche Flotte zur Seite gestanden hat. Und wenn unser Welthandel für die Zukunft nur dann bestehen könnte, wenn wir eine Flotte hätten, die jeder, auch der allergrößten, gewachsen wäre, dann könnten wir nur sofort unseren Welthandel aufgeben. Denn der Anspruch, jeder noch so großen andern Flotte gewachsen zu sein, entspricht die neu zu erbauende doch nicht, wird es nicht thun. Die größte Flotte hat zur Zeit England. Es hat aber auch die größten Mittel, sofort eine Flotte erheblich zu vergrößern, wenn unsere Schiffszahl sich der seines annähern wird. Um dem zu genügen, was die "Begründung" sagt, müssten wir daher in galoppierender Geschwindigkeit Geschwader auf Geschwader bauen, immer den andern nachsauend, bis wir erschöpft, ruiniert am Boden liegen.

Falsch ist auch die Voraussetzung, als ob die stärksten Seemächte nur so ohne weiteres die meisten ihrer Schiffe auf uns loslassen könnten. Was hat allein England für unermessliche Küstenstrecken zu schützen! Es kann gar nicht so handeln, wie die Begründung voraussetzt. Es wird immer nur einen Teil seiner Schiffe gegen uns verwenden können.

Weiter heißt es in der Begründung: "Außer der Vermehrung der heimischen Schlachtflotte ist auch eine Vermehrung der Auslandsschiffe erforderlich. Infolge der Besiegereignung von Kiautschou und der starken

Steigerung unserer überseeischen Interessen in den letzten beiden Jahren ist es schon jetzt erforderlich geworden, auf Kosten der Ausländerschiffe der Schlachtflotte zwei große Schiffe mehr ins Ausland zu senden, als plausibel im Flottengejech vorgesehen wird."

Das ist schon um vieles deutlicher. Kolonien haben wir in Besitz genommen, wir wollen und werden es noch mehr thun, dazu müssen die Schiffe her. Das ist ganz plausibel. Die Erde ist verteilt, in Güte sind kaum noch Reichen zu haben. Vielleicht noch ein paar gegen schweres Geld. Will man aber in ehr haben, so kann man es offenbar nur durch die Mittel der Gewalt bekommen. Wer aber sich sehr dafür bedankt, dass noch mehr solcher "Sonnenpläne" à la Kiautschou bezeugt werden, wo nichts zu holen ist als Leid aller Art, der will auch nichts von der gepanzerten Faust wissen, die diese Pläne erraffen soll.

Über die Kosten dieses Riesenplans haben wir schon das Nötigste gegeben. Die Vorlage bestätigt ausdrücklich, dass die Höhe der Summen sicher ist, während der Zeitraum, innerhalb dessen sie verbaut werden sollen, unbestimmt bleibt. Wenn der Reichstag hübsch patriotisch ist, steht es ganz in seinem Belieben, die ganze Riesenflotte schon in beliebig viel kürzerer Zeit ausführen zu lassen. Wodurch man dann auch in der Lage wäre, bedeutend rascher mit neuen Geschwaderforderungen kommen zu können. Denn dass dies jedoch nicht den Abschluss bildet, darf sich niemand einbilden. Thun wir das aber doch einmal und fragen: Wie sollen denn die in Aussicht genommenen Kosten aufgebracht werden? Die Antwort muss darauf lauten: die eine größere Hälfte durch Anleihen, die andere durch die ordentlichen Einnahmen. Auf Pump vor allem sollen wir uns mit anderen Worten etwas so kostspieliges, etwas so leicht Veraltendes, durch neue Konstruktionen schnellstens überholtes anschaffen, wie solche Kriegsschiffe sind. Wird man damit durchdringen? Herr Lieber erklärte am 12. Dezember 1899, "er könnte seitens seiner politischen Freunde wenig — um nicht zu sagen, gar keine — Geneigtheit in Aussicht stellen, heut schon sich dafür zu erklären, die jämmerlichen bei nahe 800 Millionen — und wenn 16 Jahre herum sind, werden es wohl mehr als 800 Millionen sein — mit Anleihen zu decken." Die großen Centrumblätter schreiben Tag für Tag scharfe Artikel gegen das Flottensumpfproblem. Nehmen wir einmal an, wir könnten uns in diesem Punkte aus das Centrum verlassen, was dann aber? Wir sagen: Wer die Riesenflotte haben will, soll sie auch bezahlen; die großen Portemonnaies, die schweren Geldschränke, die Treasors sind ja auf seiner Seite. Aber der Kapitalismus will wohl Brotsie einheimsen, aber nicht Opfer bringen. Dass die Lasten auf die tragfähigen Schultern abgewälzt werden; mit diesem Gaukelspiel sollte man nicht wieder kommen. So hieß es ja 1887 und 1893 auch. 1887 beantragten die Freikünsten zur Deckung der Militärlasten die Einführung der direkten Reichseinkommensteuer, aber sie fielen damit durch. Statt der Reichseinkommensteuer kam die Braunitweinstuer mit der Liebesgabe, die Erhöhung der Getreidezölle und die Erhöhung der Buttersteuer. Schließlich ging es auch 1893, wo die Weinsteuer, die Tabakfabriksteuer, die Börsensteuer und die Frachtbrieft sowie Knittungsteuer präsentiert wurden. Nur mit großer Mühe gelang es damals, die Mehrzahl dieser Vorlagen abzuwerfen, zu welchem Zweck der Reichstag das Budget herhaft beschneiden musste. Vor zwei Jahren hat

Gentleman.

Der Roman einer Verschwörung.

Von A. Marc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

(68. Fortsetzung.)

Nochereuil rührte sich nicht. Er sah dem Untersuchungsrichter gerade ins Gesicht und sagte nur:

"Ich bedaure Sie, mein Herr."

Drault schlug die Augen nieder. Es war überflüssig, das Verhör weiter fortzuführen. Nochereuil wurde in sein Zimmer zurückgeführt.

Als er gegangen war, machte Drault eine ärgerliche Geste.

"Ja, bei Gott," sagte Degrange, "hofften Sie denn, dass die beiden antworten würden? Schließlich, ich werde Louis heute selbst verhaften. Was Juliette betrifft, so ist es besser, sie draußen zu lassen. Und jetzt, Herr Drault, rufen Sie den kleinen jungen Mann, und Sie wissen, diesmal gilt's . . .!"

Der junge Mann, der nach Nochereuil in das Zimmer des Untersuchungsrichters geführt wurde, war derselbe, der nach der Verhaftung in Chatellerault schon ein Verhör gehabt und dabei angegeben hatte, dass er Geraud heiße und Verkäufer in einem Passementeriegeschäft wäre, derselbe, der royalistische Ansichten vorgab. Seit ungefähr drei Wochen war er in strenger Haft, das heißt dass er während dieser Zeit mit niemand anders als mit seinem Schlosser verkehrt hatte, und auch nicht ein einziges Mal an die frische Luft gekommen war. Dies war ein geschickt erdachtes System, das auf schwache Charaktere nur zu sehr einwirkt. Der Novi arbeitet, der Körper ist frisch, der Geist unruhig oder gereizt, und der Gefangene so bald auf dem Punkt, wohin man ihn wünscht.

Der junge Mann war sehr bleich, als er vor Herrn Drault geführt wurde. Seine Augen lagen tief in den Höhlen und glänzten fiebrig. In dem Augenblick als er und gegen das Leben des Kaisers gerichtet ist?"

einrat und der Schreiber ihm den Stuhl anwies, auf den er sich setzen sollte, stand Degrange auf, pflanzte sich vor ihn hin, schien ihn aufmerksam zu betrachten und sagte, sich zu dem Untersuchungsrichter wendend:

"Das ist er."

Drault that, als ob er in einigen Alten Auskunft suchte, dann begann er nach einem langen, wohl überlegten Schweigen:

"Sie haben die Achtung vor dem Gerichte verloren. Sie haben uns gesäuselt, hintergangen. Sie haben das Wohlwollen, mit dem ich Sie anhörte, verschärft, und doch wollte ich Sie retten! Ob es noch Zeit dazu ist? Ich zweifle daran."

Der Angeklagte wollte sprechen.

"Unterbrechen Sie mich nicht," fuhr Drault fort. "Sie würden weiter lügen. Ich will Ihnen diese Schande ersparen. Sie können uns nicht länger hinter das Licht führen. Wir wissen alles. Sie heißen nicht Geraud, Sie sind kein Verkäufer, Sie sind endlich kein Royalist. Ihr wahrer Name ist Hizay, Jacques Edouard Hizay; Sie sind geboren in La Ferrière-Bidaire, im Département Creuse-et-Vienne; Sie sind der Sohn eines Notars. Weit entfernt davon, Royalist zu sein, haben Sie sich der Vereinigung der 'Blauen Brüder', die jakobinistische und Gleichheitsbestrebungen haben, angegeschlossen. Ihre vier Gefährten heißen Richardière, Coucheray, Bert und Thourvenin. Stimmt das? Sind wir genügend unterrichtet?"

Die Polizei hatte nach Poitiers zwei Agenten geschickt, die Paris und die Leute von der Opposition sehr gut kannten. Diese Agenten waren es nicht schwer geworden, die Identität der fünf Unbekannten festzustellen, die sie durch ein kleines Loch in den Thüren der Zimmer beobachtet hatten, so dass die Gefangenen nicht einmal wussten, dass sie konfrontiert und erkannt worden waren.

Drault begann wieder: "Leugnen Sie, dass Sie Hizay heißen? Leugnen Sie, dass Ihre Kameraden Richardière, Coucheray, Bert und Thourvenin heißen? Leugnen Sie, dass Sie alle fünf an einem Komplot teilgenommen haben, das den Untergang der Kaiserlichen Regierung zum Gegenstand hat

"Nein, mein Herr," sagte der Gefangene mit gesenktem Kopf und erstickter Stimme.

"Gerichtsschreiber, schreiben Sie die Antwort des Angeklagten: „Ich bekannte, dass ich Jacques Edouard Hizay heiße; ich bekannte ferner, dass ich mit den vorher genannten Personen an einem Komplot gegen die Sicherheit des Staates und das Leben des Kaisers teilgenommen habe.“"

"Aber, mein Herr," stammelte der Unglücksliche, "das habe ich ja gar nicht gesagt. Ich gestehe nur ein, dass ich Hizay heiße. Ich habe sonst nichts bekannt."

"Ah, ich verstehe, die Wahrheit ist Ihnen eingeschlüpft und Sie wollen jetzt alles zurücknehmen. Es ist zu spät: Ihre Eingeständnisse sind und bleiben gewonnen. Gerichtsschreiber, schreiben Sie, was ich Ihnen diktiert habe."

Der Angekladete schrieb, ohne eine Miene zu verzieren.

Der Angeklagte war nicht mehr blau, sondern grau im Gesicht. Er murmelte:

"Nun werde ich nichts weiter sagen."

"Das werden wir sehen. Nebrigens, wie Sie wollen. Die Strafe, die Sie erwarten, wird dadurch nur härter. Ihre Jugend sprach zu Ihren Gunsten, aber wenn Sie vor Gericht die Haltung eines hartgesottenen Verchwörers annehmen, nun, dann werden Sie auch wie ein solcher behandelt. Sie haben es sich nur selbst zuzuschreiben. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Wollen Sie Ihre Geständnisse erweitern?"

Hizay senkte noch immer den Kopf, seine Lippen bebten. Er bemühte sich, Herr seiner Aufregung zu werden und antwortete nichts.

"Aber Unglückslicher," rief der Untersuchungsrichter aufstehend, "sehen Sie denn nicht, dass ich Mitleid mit Ihnen habe und Sie retten will? Nein, er sieht es nicht," fuhr er fort, sich nacheinander an Degrange und Ginot wendend.

Ginot hob die Augen zum Himmel und Degrange zuckte die Achseln, was bedeuten sollte: Was ist da zu thun? Man kann ihn doch nicht hindern, sich zu Grunde zu richten, da er darauf besteht!

(Fortsetzung folgt.)

der Reichstag freilich auch eine Resolution angenommen, um die schwachen Schultern in etwas zu schützen, aber so eine Resolution ist ein papierner Schild, sagt die Frankfurter Zeitung mit Recht, der von dem ersten kräftigen Lanzentisch durchschüttet werden kann.

Auch jetzt ist die Deckungsfrage der Kosten diejenige, welche die allergrößten Schwierigkeiten bereiten wird. Wir haben sonst wenig Ursache, mit der deutschen Agrar-Korrespondenz übereinzustimmen. Hier thun wir es. Ihr Urteil über die Kosten des Planes lautet:

Man braucht sich diese Bahnen nur anzusehen, um der ganzen Tragweite des neuen Planes sich bewusst zu werden und das geradezu Operette hafte der finanziellen Begründung zu erkennen, die alle diese Milliarden für eine dem Landheer ebenbürtige Schlachtflotte „ohne neue Steuer zu beschaffen“ will, und die wenn sich „dies in dem erforderlichen Umfange nicht ermöglichen lassen sollte“, flugs die Presse in Bewegung sehn will. Gegen dieses Reichsfinanzprojekt ist der preußische Mittellandkanal ja der reine Waisenknauf. Das muss jeder, der sich unsichtbare Augen bewahrt hat, unterschreiben.

-ey-

Nun der Parteibewegung.

Bei den Gewerbegerichtswahlen in Dresden wurden 6061 Stimmen für die Hauptliste des Gewerbegerichtskartells und außerdem noch im 15. Bezirk 248 Stimmen für dessen Ersatzliste abgegeben. (1897 wurden für das Gewerbegerichtskartell 4800 Stimmen und für die Hirsch-Dönderische und evangelische Arbeitervereins-Mischmaschliste 480 Stimmen abgegeben.) Von 9777 eingetragenen Wählern haben 6309 von ihrem Wahlrecht Gebrauch gemacht, das sind circa 64,66 Prozent. Eine Gegenliste war überhaupt nicht aufgestellt worden.

Der staatsgefährliche Zimmervermieter. Bei dem Eisenbahn-Schwarz in Halle a. S. wohnten mehrere Einjährige des dortigen Artillerieregiments. Unerwartet erklärten die jungen Leute ihrem Wohnungsgäber, daß sie ausziehen müssten, da er bei der Firma Weise u. Monstl wegen sozialdemokratischer Untrübe entlassen worden sei. Vom Regimentskommandeur sei ihnen aufgegeben worden, ihre Wohnung zu wechseln. Schwarz hat seit 13 Jahren bei der Firma gearbeitet und ist jetzt ausgeschieden, und zwar laut Zeugnis der Firma auf seinen eigenen Wunsch.

Schwarz ging zum Regimentskommandeur, der ihm eröffnete, daß die Anzeige durch einen anonymen Brief erfolgt sei, er wollte sich nochmals über ihn erkundigen. Der Austritt von Schwarz hängt mit einer Differenz zusammen, in welche die Firma mit ihrem Personal geraten war und die fast zu einem allgemeinen Aussland geführt hätte. Wie das Volksblatt mitteilt, ist Schwarz dann im weiteren Verlaufe der Sache folgendes Schreiben zugegangen:

Feldartillerie-Regiment Nr. 76.

J. N. 4. 1. 00.

Halle a. S., 17. 1. 00.

An Herrn Eduard Schwarz, hier.

Unter Bezugnahme auf die gestrige Unterredung teile ich Ihnen hierdurch mit, daß ich auf Grund nochmaliger Erkundigungen keine Veranlassung habe, die Einjährige Freiwilligen dazu zu bestimmen, bei Ihnen wohnen zu bleiben.

Michter,

Überst und Regimentskommandeur. Sozialdemokraten dürfen also, so bemerkt die Volkszeitung hierzu, nicht nur nicht von staatshaltenden Elementen beherbergte werden, sondern sie können auch in ihren Rechten als Einheit beschränkt werden. Sollte es nicht endlich an der Zeit sein, sich auch vom Steuerzahlen und vom Soldatwerden auszuschließen? —

Ein Jubiläum.

Am 25. Januar waren 10 Jahre verflossen, seit das Sozialstengesetz zum letzten Male im Reichstage verhandelt wurde. Dieser Gedenktag giebt dem Vorwärts Veranlassung zu einem Rückblick auf die damaligen Versammlungen. Der lehnte auf Antrag Verlängerung des Sozialstengesetzes war am 7. November 1889 einer Kommission von achtundzwanzig Mitgliedern überwiesen worden, und diese hatte die dauernde Geltung des Gesetzes beschlossen, aber den Ausweisungsparagraphen abgelehnt. Bei der zweiten Lesung, die am 22. Januar 1890 begann, wurde von konservativer Seite die Wiederherstellung des Ausweisungsparagraphen beantragt. Der Reichstag lehnte sie jedoch ab, genehmigte dagegen die unbeschränkte Gültigkeitsdauer des Gesetzes mit 116 gegen 111 Stimmen. Mit großer Spannung sah man der dritten Lesung entgegen, welche die Tagesordnung der letzten Sitzung jener Legislaturperiode am 25. Januar bildete. Daß viele, die früher das Ausnahmegesetz befürwortet hatten, jetzt seine Unglosigkeit einfahnen und daß zum mindesten einige Milderungen eingeschöpft werden würden, war sicher. Aber auf völlige Ver-

festigung des Gesetzes wagten wohl nur wenige zu hoffen. Genosse Bebel leitete seine große Rede in der Generaldiskussion mit der Erklärung ein, die sozialdemokratische Partei sei längst darauf gesetzt gewesen, daß es zu einer „Ewigkeit“ des Ausnahmegesetzes kommen werde; dadurch aber könne die Partei in ihren durch die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung bedingten weiteren Fortschreiten in keiner Weise behindert werden. Bebel schildert ferner ausführlich die ungeheure Korruptionswirtschaft, die unter der Herrschaft des Sozialstengesetzes entstanden war, insbesondere die Workommisse beim großen Elberfelder Geheimbundsprozeß. Gegen die Ausführungen Bebels sprach sodann der damalige preußische Minister des Innern, Herr Herrfurth. Sodann sprach der Abg. Prinz zu Carolath-Schönau gegen die Beibehaltung der Ausweisungsbefreiung, welche die Regierung gefordert hatte. Prinz zu Carolath, der damals noch der freikonservativen Partei angehörte und noch nicht den Namen des „roten Prinzen“ erworben hatte, sprach im übrigen für Beibehaltung und Verewigung des Gesetzes, aber er rief durch einige scharfe Neuerungen, wie diejenige: „Wir sind in Deutschland im Begriff, die Ideale zu verlieren, wir leben in einer Zeit des Materialismus und des Strebetums“, sowie durch seine Anerkennung des Idealismus auf sozialdemokratischer Seite große Unruhen bei den Konservativen hervor. Es sprachen dann noch gegen das Gesetz Liebknecht und für das, selbe Abg. Kuckemann.

Es kam zur Abstimmung. Die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes wurden wie in der zweiten Lesung angenommen. Bei der Abstimmung über den Ausweisungsparagraphen bemerkte der Führer der Konservativen, Abg. v. Heldorf, seine Partei habe die Wiederherstellung des Ausweisungsparagraphen nicht nochmals beantragt, da die Mehrheit des Hauses nicht dafür zu haben sei. Da in der Schlussabstimmung die Konservativen wegen der Nichtausnahme der Ausweisungsbefreiung mit Nein stimmten, so fiel das ganze Gesetz mit 169 gegen 98 Stimmen. Für dasselbe stimmten die Freikonservativen und Nationalliberalen.

Noch an denselben Tage empfing der Kaiser den Reichstag und sprach ihm den Dank für seine Thätigkeit aus, ohne das Sozialstengesetz mit einer Silbe zu berühren. Da war es klar: Das Gesetz, das seit dem 21. Oktober 1878 auf Deutschland gelastet hatte und dessen letzte Verlängerung noch bis zum 30. September 1890 reicht, hatte jetzt den Todestrieb erhalten. Die Sozialdemokratie hatte es freilich faktisch längst überwunden und erfocht bei den Neuwahlen am 20. Februar einen glänzenden Sieg. —

Zur Konfirmation ist alles da. Geschäftshaus S. Friedeberg jr. Alte Markt 12.

Bitte um Besichtigung meiner Schaufenster.

109



Theater- und Masken-Garderobe
von
C. Thumann (Inh. Otilie Valentin)
Petersstraße 19 a, 1 Treppe.
Elektrische Beleuchtung.
Empfehlung

Kostüme von 1 Mark
Dominos von 50 Pf. an.

Fleisch-Offerte!

Sehr mäßige Preise.
Von heute ab öffnete in vorzüglicher Ware: Rindfleisch 60 Pf., Schweinefleisch 60 Pf., Kalbfleisch 60 Pf., Hammelfleisch 60 Pf., Rotwurst 70 Pf., Leberwurst 70 Pf., Bratwurst 80 Pf.

Jeden Morgen: Warenmesse Rötelfleisch und Knoblauchswurst.

Karl Bang, Große Diesdorferstraße 35.

Kur- und Bade-Anstalt

Breiteweg 31 Neustadt Breiteweg 31

empfiehlt sich zur Verabreichung

sämtlicher Bäder.

Gebührt von morgen 8 bis abends 1 Uhr.

114

Keine nassen Füsse mehr!
Mache dein Schuhzeug mit

WAVAL

wasserdicht, weich u. dauerhaft.

Bestes Lederfett. Einzig für Ihre Mittel

Überall
zu haben.

Händlern und Haußieren empfiehlt
Salzgurken in guter Ware
zu ganz billigen Preisen.

Brannenhofstraße Nr. 12.

Winter-Joppen

Zweigig, mit Mufftaschen, mit warmem
Futter gefüllt, bequem stehend, in
großer Farbenauswahl vorrätig in
jeder Preislage.

Winter-Ueberzieher

aus guten reellen Stoffen in solider
Verarbeitung bei mäßigen Preisen.

Snaben-

neu aufgenommen, daher besond. billig,
empfiehlt

Mäntel

neu aufgenommen, daher besond. billig,
empfiehlt

G. Gehse

Johannisfahrstr. 14
neben dem Wilhelm-Theater.

Spezialität: Engl. Leder-Hosen.

Zwickler

finden bei neuerdings erhöhten Recordlöhnen angenehme

und dauernde Beschäftigung bei

Paul Schlesinger, Mech. Schuhfabrik
Frankfurt a. Oder.

186

Alle Sorten 85 | Bringt mein

170 | Sarg-Magazin

in empfehlende Erinnerung.

Zölle in allen Preislagen vorrätig.

Wilhelm Müller

Tischlermeister, Sudenburg, Friedensstr. 3.

Möbel, Spiegel und Polsterwaren

reelle Arbeit, empfiehlt

C. Dittmar, Tischlermeister

Tischlerkrugstrasse 26. 45

Därme

zum Hausschlachten empfiehlt

Carl Niewerth

8 Kronprinzenstraße 8.

AUSVERKAUF

Zurückgesetzte
komplette, unfkomplette, teilweise lädierte
Tafelservice **Kaffeeservice**
Waschservice **Bierservice**
Liqueurservice **Ampeln**
Kronen **Hängelampen**
Tischlampen **Salonlampen**

ferner:

Einzelne Teile zu Servicen:

Dekorierte Teller, Dessertteller, Bratenschüsseln
Kartoffelnäpfe, Zuckerdosen, Sahnegiesser, Waschkrüge, Seifnäpfe usw. usw.
werden vollständig zu noch nie dagewesenen Preisen

 ausverkauft. 

Außerdem gewähre ich während des Ausverkaufs bei Einkäufen von 1 Mf. aufwärts
auf alle regulären Artikel auf bisherige Preise

10

Prozent Rabatt

welche an meiner Kasse sofort in Abzug gebracht werden.

Wolf Seelenfreund

Vorzellan-Fabrik-Niederlage

Eingang an der Fontaine.

66 Breiteweg 66

Eingang an der Fontaine.

Sudenburg.

Volksversammlung

am Mittwoch, den 31. Januar, abends 8 Uhr in der Zerbster Bierhalle, Schöningerstr.

Tages-Ordnung:

Vortrag des Redakteurs Albert Meyer

über:

Der deutsche Handel und Verkehr im 19. Jahrhundert.

Diskussion. — Verschiedenes.

Die Parteigenossen und Genossinnen Sudenburgs wollen rege für den Besuch der Versammlung agitieren.

Der Vertrauensmann der Sozialdemokraten Magdeburgs: Robert Pistorius.

Mgdb.-Altstadt.

Mgdb.-Altstadt.

Volksversammlung

am Mittwoch, den 31. Januar, abends 8 Uhr im Dreikaiserbund, Storchstraße 7.

Tages-Ordnung:

Vortrag des Redakteurs August Müller

über:

Volksvertretung und Regierung.

Diskussion. — Verschiedenes.

Es wird in Abelicht des anregenden wichtigen Vortrages recht zahlreicher Besuch erwartet

Der Vertrauensmann der Sozialdemokraten Magdeburgs: Robert Pistorius.

Neue Neustadt.

Neue Neustadt.

Volksversammlung

am Dienstag, den 30. Januar, abends 8 Uhr im Weisen Hirsch, Friedrichsplatz 2.

Tages-Ordnung:

Vortrag des Redakteurs August Müller

über:

Volksvertretung und Regierung.

Diskussion. — Verschiedenes.

Um recht zahlreichen Besuch bittet

Der Vertrauensmann der Sozialdemokraten Magdeburgs: Robert Pistorius.

**Central-Verband der deutschen Formier
und verwandter Berufsgenossen.**

Mitglieder-Versammlung

am Sonntag, den 28. Januar, nachmittags 3 Uhr
in Thalia, Buckau, Dorotheenstr.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Genossen Bender: Hat sich die Lage der Arbeiter
in Deutschland in den letzten Jahren wesentlich gebessert? 2. Verschiedenes.

Jährliches Beischt erwartet

Die Ortsverwaltung.

Witglieder-Versammlung

des

Central-Verbandes der Maurer Deutschlands
(Bürostelle Magdeburg)

am Dienstag, den 30. ds. Ms., abends 8 Uhr
im Dreikaiserbund.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Genossen R. Nitsch. 2. Abrechnung vom 4. Quartal.

3. Vorstandswahl. 4. Vereinsangelegenheiten. 5. Verschiedenes.

Weiter der Wichtigkeit der Tage - Diskussions- in das Erscheinen aller Mit-

glieder sowie der

Die Verwaltung.

oooooooooooo

Friedrichslust

Straßenbahn-Haltestelle. — Leipzigerstraße 52.

Montag, den 29. Januar 1900:

Große Redoute

Auftreten einer berühmten komischen Turnkünstler-Truppe
in drollischen Aufführungen. 179

Für sonstige Überraschungen ist bestens gesorgt.

Kassenpreis für Herren 60 Pf., Damen 40 Pf. Zuschauer 30 Pf.

Karten sind zu haben beim Barbierherrn Blume, Buckau,

Barbierherrn Schenk, Buckau (Insel), Barbierherrn Ferchland,

Buckau (Insel), Herrn Restaurant Mollenhauer, Magdeburg,

Kaiserstraße, Herrn Weinert, Cigarrendl., Sudenburg, Breitenweg.

oooooooooooo

Luisen-Park.

Heute Sonntag von 3 Uhr ab: **Tanz**

bei gut besetztem Orchester.

Meine große Redoute

Montag, 5. Februar, statt. Für Überraschungen ist bestens gesorgt.

Sudenburg. Der Sudenburger Musikverein Fortuna

hält seinen diesjährigen

Maskenball

am Sonntag, den 28. Januar

zu Lemsdorf im Gasthof zum Deutschen Kaiser ab.

Für beste Unterhaltung und Überraschung ist gesorgt.

Herr Vollmar wird mit seiner reichhaltigen Masken-Garderobe im Volle anwesend sein.

187 Anfang präzise 6 Uhr. — Ende: wenn's aus ist.

Heute Sonnabend:

82

Narren-Abend, verbunden mit Bockbierfest.

Heinrich Springemanns Restaurant

Magdeburg - Alte Neustadt, Molkenstraße Nr. 5.

Gesellschafts-Salon Weiher Hirsch.

Grosser Tanz.

73

Zerbster Bierhalle

Telephon 2112.

Sonntag:

Telephon 2112.

öffentlicher Tanz.

Franz Königstedt.

Meine Redoute
findet am 12. Februar statt.

Friedrichslust

70

Leipzigerstraße 52.

Telephon 2407

Heute Sonntag Tanz.

Ergebnist lädt ein

w. Gens.

Meine Redoute findet am 29. Januar statt.

Drei Kaiser-Bund.

71

Sonntag Tanz.

Ergebnist lädt ein

E. Hartmann.

Meine Redoute
findet am Mittwoch, den 14. Februar statt.

Neid's Etablissement

69

(Inhaber H. Brüning).

Heute Sonntag von 3 Uhr ab: **Tanz.**

Neid's Etablissement

70

(Inhaber H. Brüning.)

Meine Redoute

findet Montag, 5. Februar, statt.

Gesellschaftshaus zur Krone

71

Heute Sonntag Tanz.

Bernhard Spröde.

Hierzu lädt freundlichst ein

Lemsdorf. Zum Deutschen Kaiser.

72

Heute Sonntag:

Tanz bei großer Orchester-Musik.

Gross-Ottersleben.

73

Strumpfs Restaurant.

Sonnabend, den 27. Januar, abends von 7 Uhr ab:

Tanzmusik.

74

Heute und folgende Tage:

Ausdruck des vorzügl. Zigi-Bockbieres

183 à Glas 15 Pf.

207

Ergebnist lädt ein

Ernst Herrmann, Neustadt.

Walhalla
!!Seelöwen!!
Das Großartigste der Saison!

Walhalla
Parterre-Säle:
Jeden Abend:
Gr. Wk-Konzert

Cirque
Theater.
Heute Sonntag:
2 große Vorstellungen
Nachm. 4. abends 8 Uhr.
Zur Nachm.-Vorstellung kann jeder
Erwachsene 1 Kind gratis einführen.
In beiden Vorstellungen:
**Das Riesen-
Prachtprogramm.**
Tageskasse 11—1 Uhr.

2. Beilage zur Volksstimme.

Nr. 23.

Magdeburg, Sonntag, den 28. Januar 1900.

11. Jahrgang.

Soziale Bewegung.

Inland.

Der Streik der Holzarbeiter bei der Firma Meng und Gerstenberger in Frankfurt a. O. ist beendet, weil alle Ausständigen anderweitig Arbeit gefunden haben. Der genannte Herr wartet jetzt auf gelehrte Arbeiter, die ihm die angegangene Arbeit fertigstellen. Vorläufig dürfte es damit noch lange Weile haben.

Der Streik der Bergleute im oberösterreichischen Industriegebiet geht seinem Ende entgegen. Es streiken nur noch wenige hundert Arbeiter auf „Florentine“ und „Hohenzollern“. Auf dem Stollbergwerke soll eine 10 prozentige Lohnverhöhung bewilligt werden sein, um den Streik abzuwehren. Immerhin ist der Wiederaufbruch des Streiks nicht ausgeschlossen.

Im Wurm-Meyer haben die Bergleute in den letzten Tagen verschiedene Versammlungen abgehalten. Es soll eine 20 prozentige Lohnverhöhung und Wiedereinstellung einzelner entlassener Arbeiter gefolgert werden. Bei Nichtbewilligung der Forderungen wurde der Beginn eines Ausstandes für den 1. Februar in Aussicht gestellt.

Vom Kampfe gegen das Kappitulationsrecht. Wie wir schon berichtet haben, ist in Linden bei Hannover die Zahlstelle des Verbandes der Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter- und Arbeiterinnen für politisch erklärt worden. Über den Grund hierzu giebt folgendes Schreiben des Polizeipräsidenten an den Vorsitzenden der Zahlstelle Aufschluß:

Hannover, den 12. Januar 1900.

Der Polizeipräsident
in Hannover.

Nach den Vereinsstatuten soll der Zweck des Vereins unter anderem durch die unentgeltliche Lieferung des Verbandsorgans Der Proletarier an seine Mitglieder erreicht werden. Es ist festgestellt worden, daß die Lieferung dieses Blattes an die Vereinsmitglieder tatsächlich erfolgt. Der Proletarier ist ein prononziert sozialdemokratisches Blatt. Der Verein hat somit dargethan, daß er die Verstärkung und Verbreitung sozialdemokratischer Lehren und Auffassungen bezwekt. Ein Verein, welcher derartige Zwecke verfolgt, muß als politischer angesehen werden.

Indem ich daher den Verein, Zahlstelle Linden des Verbandes der Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands für einen politischen erklärt, mache ich den Vorstand insbesondere darauf aufmerksam, daß Vereine dieser Art den beschränkten Bestimmungen des § 8 des Gesetzes vom 11. März 1850, soweit letztere nicht durch das Reichsgesetz, betreffend des Vereinswesens, vom 11. Dezember v. J. aufgehoben sind, unterliegen.

(Adresse.) Graf v. Schwerin.
Das Gesetz charakterisiert solche Vereine als politische, welche bezwecken, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern. Der § 8, soweit er nicht aufgehoben ist, lautet: „Für Vereine, welche bezwecken, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern, gelten außer vorstehenden Bestimmungen nachstehende Beschränkungen: sie dürfen keine Frauenpersonen, Schüler und Lehrlinge als Mitglieder aufnehmen. Von der „Erörterung“ in der Presse ist gar keine Rede. Die Reaktionäre von 1850 haben nicht daran gedacht, dem freien geschriebenen Wort auch noch auf solche Weise Fesseln anzulegen. Wie mit allem irrläufigen, so wird die Polizei auch mit diesem neuesten Versuche fiastra machen.“

Unternehmerbrutalismus. Die Elberfelder Farbenfabriken, vormals Bayer u. Komp., haben in

leicher Zeit jeden Arbeiter entlassen, der nur irgendwo etwas zu gunsten seiner Klassenkollegen gethan hat. So am Sonnabend wieder einen Mann, der Einladungen zu einer Versammlung der Arbeiter in den Farbenfabriken verteilt hatte. Dieser Mann hat nun zehn Jahre lang für die Farbenfabriken geschuftet. Er ist ein Familienvater mit acht Kindern. Zwei Arbeiter, welche in der Versammlung als Redner aufgetreten sind, wurden ebenfalls entlassen. Davon hat einer sogar elf Jahre lang für die 18 prozentige Dividende geschaetzt. Den Farbenfabriken würdig zur Seite stellt sich die Millionenfirma Schlieper u. Baum. Diese Firma hat einen Arbeiter entlassen, der ihr vierundzwanzig Jahre treu geboten hat. Im Oktober erlitt der Arbeiter in der Fabrik einen schweren Unfall, von dem er bis heute noch nicht vollständig wieder hergestellt ist. Als er die Arbeit wieder aufnahm wollte, da wurde er einfach — angeblich wegen eines geringfügigen Fehlers bezüglich der Meldung — entlassen. Wie kann man nur so handeln, lautet die Frage. Nun, der Entlassene ist zwar ein stiller und ruhiger Mann und hat in der Fabrik weiter nichts als seine Arbeit gethan, aber er ist in seinem Privatleben — treuer Kassierer des Textilarbeiterverbandes.

Ausland.

Zum Streik der österreichischen Bergarbeiter. Die Lage ist ziemlich unverändert geblieben. Der Verein der Ostrau-Karwiner Gewerbe hat in einer Versammlung beschlossen, dem Zusammentreffen der Einigungsmite in Ostrau keine Schwierigkeiten zu bereiten. Ebenso ist es dem in Kladno intervierenden Sektionschef Blumfeld gelungen, die Unternehmer zum formellen Zugeständnis zu bringen. Sie werden an den Verhandlungen des Einigungsausschusses teilnehmen. Die Unternehmer setzen ihre Hoffnung nun auf die Arbeitswilligen. Sie hoffen die Arbeiter durch ihre unverhohlene Haltung nüre zu machen. Die letzteren haben aber in ihrem schweren Kampf einen mächtigen Verbündeten: die Kohlennot, die sich namentlich in Böhmen mit den stärksten Wirkungen eingestellt hat. Unternehmer, wie sie hier in Frage kommen, können freilich miterkämpfen nicht bestreit werden. Den Rothschild, den Erzherzog Friedrich, die kann man natürlich nicht mattsetzen, denn gegenüber solcher Kapitalnacht zählt selbst der größte Ausfall nur wenig. Auch Unternehmungen, wie die Nordbahn und die Brüder Eisenindustrie-Gesellschaft, sind fast unangreifbar; das Buchermonopol, das ihnen der Staat eingeräumt hat, hat es ihnen ermöglicht, ungeheure Reserven aufzustapeln, die es ihnen jetzt erlauben, dem Kampf der Arbeiter gelassen — hochmütig zuzuschauen. Die Stellung der Arbeiter ist aber trotzdem eine ungemein feste — vorausgesetzt, daß es gelingt, den Streik längere Zeit aufrechtzuhalten — weil die Wirkungen des Streiks auf das gesamte Erwerbsleben so tiefgehend sind daß die gesamte Bevölkerung auf ihrer Seite stehen muß. Der dadurch bewirkte Druck dürfte auch auf die hochmütigen Unternehmer Eindruck machen; ist er es doch vorzugsweise, der die ungewöhnliche Intervention der Regierung veranlaßt hat! — In Sachsen läßt der Ausfall der Kohlen bereits seine Wirkung aus. So wurde bereits der Güterzugverkehr auf den sächsischen Staatsbahnen eingeschränkt. Auf den Durchgangsstrecken Pirna-Bodenbach ist der größte Teil der Güterzüge wegen Mangel an Kohlenzufuhr ausgeblieben. Die Stadtverwaltung in Pirna wird den Verkauf von Coal aus der Gasanstalt an Private untersagen. Schon können die großen Fabriken in Pirna, Radebeul u. ihren Bedarf an Kohlen kaum noch aufbringen. Die große Hermannshütte Hirsch u. Co. in Pirna hat ihren Betrieb bereits eingestellt, andere Firmen arbeiten nur noch

mit halbem Betriebe. Auch aus den Industriestädten des oberen Erzgebirges laufen vereinzelt Meldungen über drohenden Kohlemangel ein.

Gerichtliche Urteile.

Randgericht Magdeburg.

Die geschiedene Emma Ebel hier versuchte im März 1899 in ihrem Scheidungsprozeß mehrere Personen zu bestimmen, vor Gericht als Zeugen eine wahrheitswidrige Aussage zu machen und wurde daher wegen Unternehmens der Verleitung zum Meineide zu 1 Jahr 1 Monat Buchthaus verurteilt.

Der Eisendreher Wilhelm Wille, geboren 1878, und der Arbeiter Albert Schweig, geboren 1879, von hier, kamen am 2. Juli 1899 abends aus „Stadt Cöln“ und fingen auf dem Heimwege mit anderen Personen Streit und Schlägerei an, wobei ein Stock und ein Messer gebraucht wurden. Je nach der Beteiligung erkannte der Gerichtshof wegen Körperverletzung gegen Wille auf 30 Mark Geldstrafe, gegen Schweig auf 5 Monate und 1 Woche Gefängnis.

Der Schlosser Albert Ludwig hier, geboren 1866, war an der Leipzigerstraße mit Erdarbeiten beschäftigt und wurde am 1. November 1899 entlassen. Er fälschte seinen Arbeitszettel, indem er die daraus vermerkten 30½ Stunden in 45½ Stunden umänderte und versuchte dann im Comptoir des Arbeitgebers den höheren Lohnzah zu erlangen. Als die Fälschung entdeckt und Ludwig abgewiesen wurde, weigerte er sich, das Lokal zu verlassen und machte sich auch des Hausesbruchs schuldig. Der schon vielmals bestraft Angestellte erhielt wegen dieser Straftaten 6 Monate und 3 Tage Gefängnis.

Die verschleierte Schlosser Antonie Schmidt, geboren 1861, hatte vor ihrer Verheiratung im Jahre 1897 hier ein Verhältnis mit einem Sanitätsgefreiten, der ihr zur Verlegung bei der Sparkasse 40 Mark einhändigte. Sie erhielt darüber im Juli 1897 das Abrechnungsbuch Nr. 77752 ausgestellt und verwahrte es, hob aber später nach und nach 35 Mark davon ab, die sie dann heimlich in dem gemeinsamen Haushalt verwendete. Um die Abhebungen zu verdecken, fälschte sie das Sparfassenbuch und gab es dem Sergeanten. Die Angeklagte traf wegen Urkunde fälschung 3 Tage Gefängnis.

Der Schlosser Max Beidler aus Halle, geboren 1876, verschwand am 6. Mai 1899 aus der hier gemieteten Wohnung und nahm von einem Stubengenossen ein Paar Schuhe, einen Kamm und eine Bürste mit. Der Angeklagte erhielt wegen Diebstahls im wiederholten Rückfalle 4 Monate Gefängnis.

Bestrafte Polizeibeamte. Von der Strafkammer in Aachen wurde ein „auf Probe“ angestellter gewesener Polizeisergeant aus Eichweiler wegen widerrechtlicher Freiheitsberaubung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Am 17. Oktober vorigen Jahres hatte er in der Betrunkenheit einen Haussierer unter dem Vorzeichen, der Mann habe keinen richtigen Haussierchein, verhaftet, mit einer Kette geschlossen und zum Polizeikommissariat abgeführt, trotzdem der Haussierer auf die Richtigkeit seines Haussierscheins hinwies. — In Köln wurde ein Schuhmann wegen missachtlicher Anschlag zu zwölf Monaten Gefängnis verurteilt. Der Beamte war sofort nach Erhebung der Anklage seines Postens entbunden worden.

Kleines Fenilleton.

Eine Unannehmlichkeit. In einer jener „Enqueten“, wie sie immer noch Mode sind, nach seiner Ansicht über Heinrich befragt, hatte der Berliner Schriftsteller O. E. Hartleben folgendes Gedicht über sich selbst gesetzt: „Heine war mir immer unangenehm!“ Die „Lustigen Blätter“ geben nur zu dieser Ausführung den unentbehrlichen Kommentar:

Ein Glühwurm wollt' mit seinem Glanze prahlen,
Er ward verbuntelt durch den Sonne Strahlen,
Und dies empfand der Wurm mit Reid und Reid

Als eine große Unannehmlichkeit.

Hermann Lingg. Am Montag beginnt der bekannte in München lebende Dichter seinen achtzigsten Geburtstag. Er wurde am 22. Januar 1820 zu London am Bodensee als Sohn eines Rechtsanwaltes geboren, besuchte das Gymnasium zu Kempten und studierte dann Medizin auf Wunsch seines Vaters, weil „der Stand der Advokaten damals bei den Regierungen nicht sonderlich gut angezeichnet waren, da von ihm aus die meisten und rührigsten Mitglieder der Opposition in den Ständekammern der konstitutionellen Staaten Süddeutschlands hervorgegangen waren“; so schreibt Lingg selbst in seiner stürzlich erschienenen Autobiographie „Meine Lebensreise“. Nach den damaligen Vorschriften hatten die Aerzte nicht die freie Wahl des Ortes zur Ausübung ihrer Praxis, sondern erhielten denselben von der Regierung angewiesen: jüngere Aerzte gewöhnlich auf dem Lande, die Städte waren von den älteren Aerzten befehlt. Unter diesen Umständen zog Lingg vor, Militärarzt zu werden. Infolge der standrechtlichen Einschließungen und Verfolgungen in Baden und der Pfalz 1849 steigerte sich der Widerspruch zwischen seiner Gesinnung und seiner Stellung bis zum Verfolgungswahn. Er fand in der Heilanstalt Winnenthal Aufnahme in denselben Zimmer, das einst Lenau unentgeht hatte. Die Geneinung kam, aber auch seine Verabschiedung vom Militär, und in der trübseligen Lage saß er zu München, halb verzweifelt, als Geibel auf ihn ausserst gemacht wurde und seine Gedichte mit einer Einleitung bei Totta herausgab. Mit der Herausgabe der Gedichte war Linggs Glück gemacht. Zunächst materiell, denn der König von Bayern setzte ihm ein Jahresgehalt aus. Und dann begründeten die Gedichte überhaupt Linggs Ruhm. Sieben Bände Gedichte hat Lingg geschrieben: Formenvielfalt und prächtige Naturmalerei ist der hervorragendste Zug an ihnen. Neben allen aber liegt ein gewisser schwermütiger Hauch, der dem Grundzug des Lingg'schen Charakters entsprach.

Linggs Hauptwerk ist sein dreibändiges Epos: „Die Völkerwanderung“, auf das er selbst den größten Wert legt. In seinen Lebenserinnerungen kommt er immer wieder darauf zurück; in der Ge-

schichte des Erstlingswerks prophezeite er ihm eine bedeutende Zukunft und schrieb den bisherigen geringen Erfolg mir der Unbilligkeit der Kritik zu. „Der Sturz einer Weltempo durch germanische Kraft und Freiheitslust, das würde ein deutsches Epos werden“, so bezeichnet er in seiner Biographie die Grundidee und im Prolog des Epos:

„Zwei Welten sich im Kampf entgegenbrauend.“

Ein sterbend und ein verdundes Jahrtausend
In der That, eine große Idee; aber der Stoff ist für ein Epos ungeeignet. Die Völkerwanderung selbst ist so diffus und ohne inneren Zusammenhang, daß es unmöglich ist, diese äußerlich einander folgenden Ereignisse durch ein episches Werk zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen, zumal bei dem Zeitraum von Jahrhunderten, den Lingg vorsieht.

Als Dramatiker hat Lingg auf der Bühne nie Fuß fassen können. Für die Ablehnung einiger Stücke macht er die „Heine gegen die älteren Dichter“ verantwortlich; aber auch die angenommenen und aufgeföhrten Stücke hielten sich nicht lange. Beim Leben sind manche, z. B. „Die Bregenzer Klause“, „Macbeth“ und „Der Doge Candiano“ trotz Schwäche in der Charakteristik und Bekleidung von unbestreitbarer Wirkung; für die Bühne haben sie nicht genug Festigkeit und dramatische Kraft; seine mangelhafte Routine gibt Lingg auch selbst zuweisen zu.

Sir Nedvers Bullers Charakter. Man schreibt der Frankfurter Zeitung: In seinem vor fünf Jahren erschienenen Buch „Grimmungen aus Krieg und Frieden“ schilderte der bekannte Archibald Forbes, der als Kriegsberichterstatter der Daily News u. a. auch den Feldzug gegen die Zulus mitmachte und 1879 Sir Nedvers Buller in Sir Evelyn Woods Lager in Kambula kennen lernte, den jüngigen Besitzhaber der britischen Truppen in Natal in folgenden Worten: „Ein grimmiger, mittellosler, schwermütiger Mann, der die Gabe des verbissenen Schwiegens in ebenso hohem Grade besitzt, wie die Gabe der barschen, schneidigen Rede, wenn die Gelegenheit es verlangt.“ Auch soll Buller nach Ansicht desselben Schriftstellers mit dem Herzog von Devonshire denselben Gesichtsausdruck gemein haben, der sich in „Hol Dich der Teufel!“ übersetzen läßt. In der Monatsschrift North American Review findet man nun einen Aufsatz von Edmund Gosse, der augenscheinlich gegen die von Forbes gegebene Darstellung des Charakters des Sir Nedvers Buller gerichtet ist. Daher Buller durchaus nicht nur ein barscher und unbarmherziger Mann ist, geht übrigens auch aus dem Auslande hervor, der vom Schlachtfeld bei Colenso gekommen ist. Nach dem Tod des Lingg's lebte der „schweigame, schwermütige, blutdürstige Soldat“ nur in der Lingg'schen Legende; thatsächlich ist Buller ein liebens-

würdiger Landadelmann mit feiner intellektueller Bildung. Wenn die Zuhörer ihn mit einer Dampfmaschine vergleichen und den „Bruder des Teufels“ nennen, so bezeichnen sie damit bloß seine stürmische Tatkraft, die ihnen so viel Leid zufügt. Wenn Sir Nedvers Buller nicht Soldat geworden wäre, so hätte er wohl jetzt als Minister der Landwirtschaft in einem konservativen Ministerium. Buller wurde in Devonshire, wo sein Familienzweig liegt, wie er selbst erzählt, die biblischen Grundsätze mit einem Peitschenstock eingeklönt. Auf der Schule in Exton bildete sich in ihm der Entschluß aus, Soldat zu werden. Aber der militärischen Laufbahn drohte ein jähes Ende. Einmal beschäftigte sich Buller mit dem Fallen von Bäumen und ließ sich dabei so tief in das rechte Bein, daß der Arzt dessen Amputation vorschrieb. Aber Buller erklärte, daß er lieber mit zwei Beinen sterben, als mit einem leben wolle; und die Amputation unterblieb. Doch ist ihm von jenem Unfall her eine kleine Steifheit des rechten Beines geblieben, die sich zwar nicht beim Reiten, wohl aber beim Gehen bemerkbar macht.

Buller ist ein begeisterter Landwirt, der über Fischen und Obstbau ausgezeichnete Kenntnisse ausübt und einen Obstgarten mit den besten französischen Apfelsorten angebaut. Auch in der Literatur ist Buller gut beschlagen; er liest die Bücher, obgleich sein Soldatenleben ihm nicht viel Zeit zum Studium gelassen hat.

Die gefallene Thür. Wir lesen in der Wiener Arbeiterzeitung: Im Sozialdemokratischen Wahlverein für den 3. Bezirk werden auf jedem Sonntag beim „Schwarzen Thür“ Frauenabende abgehalten, die immer gut besucht sind und viel dazu beitragen, die Arbeiterfrauen mit den Prinzipien der Sozialdemokratie vertraut zu machen. So war es auch am Sonntag. Der Saal war gefüllt, und mit Ungeduld erwartete man den Referenten Genossen Melchior, der über die Tätigkeit der Kirchenräte zu sprechen hatte. Der Referent kam. Doch was ist das? An seiner Seite ging der Pfarrer von Erdberg, der Sozialist Jakob Gröbel. Sollte etwa durch ihn der persönliche Heppfaffe vorgetragen werden, damit die Frauen sehen, wie gut ihnen diese „Arbeit“ ansteckt? Sei es wie immer: Ein brausendes „Hoch Gröbel!“ tönte dem Pfarrer von allen Seiten entgegen. „Ist der Hochwürdige Abel schon da?“ fragte Gröbel. „Nein, der kommt zu uns nicht,“ sagte man ihm. „Ja warum? Wo bin ich denn?“ — „Hier ist eine sozialdemokratische Versammlung.“ — „Wie? Was? Gibt sei Jesus Christus!“ erwiderte es von seinen Lippen. „Da hab' ich einen falschen Weg eingeschlagen.“ — „In Ewigkeit, Amen! Wer gehörte nicht zusammen?“ — Und der Pfarrer von Erdberg verließ schleunigst den Saal, um seine christlichen Schäfchen aufzusuchen, wo er dann sein Beil klirrte und meinte, er sei in die Höhle des Löwen geraten. Armer Pfarrer von Erdberg!

ganzen Dienstag zur Verfügung, um zwei Löwenfelle zu kaufen, und bist Mittwoch früh oder nachmittag wieder hier. Abends kannst Du an der Gesellschaft teilnehmen. Ich bestimme Hamburg deswegen, weil Löwenfelle sicherlich sehr wenig gekauft werden und anderwärts gar nicht zu haben sind. Sicher ist sicher. Nein — sage ich.“

Er ging zu seinem Sekretär, auf dem viele Karavane-Hörbissäckchen standen, und holte aus einer Schublade tausend Mark in Banknoten. Mit einem schmerzlichen Zug im Gesicht deponierte er sie zwischen die Kaffeetasse und den Mürk. „Meine Ferienreise,“ sagte er wehmüdig, dann erhob sich seine Stimme zum lauten Donner: „Aber bring sie mir! So wie die Sache liegt, muß ich die Felle um jeden Preis haben; es ist ganz unentbehrlich, daß ich die Felle am Mittwoch abend nicht habe, das wirst Du einsehen!“

Er steckte mir das Geld in die Tasche, holte meinen Hut und Ueberzieher, machte die Thüre auf und warf mich hinaus: „Es ist Zeit, adieu Haus!“

Kein Wort brachte ich heraus. Ich stand so völlig unter dem Banne der Ueberzeugung, daß von den Löwenfellen Triibens Glück abhänge, ich war so ganz und gar von der eindringlichen Rede des Verliebten hypnotisiert, daß ich als gefügiges Medium allem zinkten mügte und unter der Herrschaft dieser gewaltigen Suggestion mit seinem Wort zu protestieren vermochte. Draußen auf der Straße nahm ich den Hut ab, ließ den Morgenwind um den Stöps streichen und erwachte langsam wie aus einem abgrundtiefen Schlaf. Mein erster unabhängiger Gedanke war der, Aris sei verrückt geworden; mein zweiter, doch ich ficher nicht den Unfsum begehen würde, nach Hamburg zu fahren. Diesen beiden Gedanken schloß sich als manifeste Anerkennung eine Verbalinjektion mich betreffend an. Aber allgemein wurde das Gefühl in mir rege und imprägnierte mich gewissermaßen: es muß doch wohl die Felle haben.

Es war kaum eine Stunde vergangen, da stellte ich in der nächsten größeren Stadt die Thür eines Pelzwarenladens auf und stießte direkt auf den Besitzer los:

„Haben Sie Löwenfelle?“

„Löwenfelle?“ Ein Schatten von Erstaunen lag auf seinem Gesicht. „Löwenfelle sind momentan nicht ans Lager,

da wenig gefragt, aber Ihnen Eisbär in prima Ausführung warm empfehlen.“

„Nein,“ sagte ich dem Hudegewaltigen, „Eisbär kann ich nicht brauchen.“

„Schön. Es stehen dem Herrn Löwenfelle in drei Tagen zur Verfügung, wenn Auswahlsendung in Auftrag zu geben belieben.“

„Was kostet ein Löwenfell?“ forschte ich mit gehuchtem Gleichmut. Es hätte mich jemand totschlagen können, ich würde nicht gewußt haben, ob ein solches Fell zwanzig oder zweihundert Mark kostet.

Der Mann blätterte in einer Preissüste und sagte: „Löwenfelle mit Klauen, Augen, Nachsen, prima, ab hier, tausend Mark.“

Ich wäre troß des Gleichmuts fast auf den Rücken gefallen. Der Mann schien es zu bemerken, denn er legte mir wieder Eisbär warm ans Herz. Nach einigen Minuten der Rassung hielt ich folgende Rede:

„Mönen Sie mir bis Mittwoch um 10 Uhr vormittags zwei Löwenfelle liefern, zweiter oder dritter Qualität, ohne jegliche Garnierung, meinethalben schadhaft, telegraphisch zu bestellen und per Uil- oder Expresszug oder durch eine Person hierher zu schaffen? Aber bis längstens 10 Uhr früh übermorgen.“

Der Mann blätterte eifrig in seinem Mentor und murmelte: „Tiger, Tiger, Bär, Eisbär, Panther, Rhinoceros, Rhinocerus — hier: Löwenfelle roh. Km? Und bis Mittwoch früh?“

„Ja, meine Stunde später wie zehn Uhr.“

Er legte die Hand an den Kopf und fallulierte:

„Wenn ich meinen Bürchen hinziehe, geht es.“

„Und der Preis?“

Er verzog von neuem ins Grübeln, dann flötete er mit hoher Stimme: „Mit Spesen und allem, zweite Qualität, roh, neinhundert Mark.“

Der Mensch muß mich schamhaft bemüht haben, denn er lächelte so ehrlich.

Mittwoch nachmittags stolzierte ich durch die Bahnhofstraße Rheinbergs und hinter mir humpelte ein Dienstmänn mit einem Beißfuch auf der Schulter, das ansah wie ein

in Papier eingewickeltes 25 cm-Geschäftsrohr. Erst war nicht zu Hause. Nachdem ich die Höhre auf das Sophie gebettet hatte, kam das Gefühl einer gut vollbrachten That und eines riesigen Hungers über mich. In Vertreibung des Hausherrn ließ ich die alte Grete anfragen, was gerade da war. Aris traf mich in eisiger Arbeit, lärmte freudestrahlend auf mich zu und brüllte: „Hurra, Vittoria!“

„Vawohl“, nickte ich, „hier sind sie“, und machte eine stolze Handbewegung nach dem Geschäftsrohr hin.

Sein Blick irrte auf das Hellpaket, und eine leichte Enttäuschung zeigte sich auf seinem Gesicht: „Ah so, die Löwenfelle, richtig ja; was kosten sie denn?“

Das kommt mit offenbarem Missbehagen heraus; sein strahlendes Aussehen hat sich in ein verlegenes, gebrücktes umgewandelt.

„Dun natürlich,“ antwortete ich erregt, „die Löwenfelle, denen ich drei Tage nachgejagt bin. Neinhundert Mark kosten sie.“

„Neinhundert Mark?“ Er ist sehr erschrocken. Sein Gesicht wird immer länger. Ich habe die Empfindung, daß sein Hurra gar nicht meinem Erfolg gegolten hat.

„Vawohl,“ rufe ich ärgerlich, „neinhundert Mark! Aber erlaube mir eine bescheidene Frage, ist ein ernstes Leid bei Dir zum Ausbruch gekommen?“ Und ich mache eine Bewegung mit dem Zeigefinger über die Stirne hin.

Er zieht sich neben mich, drückt mit der ihm eigenen Wucht meine Wange und sagt in warmen Tone:

„Verzeihe mir, Hans! Höre zu. kaum warst Du fort, da ließ mich der Assessor ruhen, weil er einen Zustellungsfall hatte. Ich sage Dir, er ist ein preußischer Mensch. Ein Wort gab das andere, und so erfuhr ich, daß er in seiner Heimatstadt eine Brant hat. Was ich nur zusammengezabelt, hatte die Eifersucht mir eingegeben. Abends beschützte ich ihn wieder, denn es drängte mich ordentlich, vor dem wichtigsten Schritt meines Lebens ihm zu beichten. O Gott, was hat er über die Löwen gelacht, obwohl er in Brant hatte! Und so sind die Löwenfelle überflüssig geworden, und ich habe mir gelobt, niemals mehr zu lügen; aber die 900 Mark sind eine gerechte Strafe für mich. Du aber gehst mit mir zu Richter, denn seit gestern Abend bin ich glücklicher Bräutigam.“

Ein neuer Posten Buckskin-Reste

für Herren- und Knaben-Mützige

ist wieder eingetroffen.

144

1 Posten Cheviot, u. a. elegante Genre, früher ca. 7.50-9.00 per Meter	jetzt 4.50, 6.00.
1 Posten Buckskin, feineres Herren-Genre, früher ca. 5.50-7.50 per Meter	jetzt 4.00, 5.00.
1 Posten Buckskin-Diagonal, früher ca. 4.50-6.00 per Meter	jetzt 3.00, 4.50.
1 Posten für Knaben-Mützige passend z., früher ca. 2.25-3.00 per Meter :	jetzt 1.50, 2.00.

Ferner empföhle großes Posten

Schwarze u. farbige Damen-Kleiderstoffe, einfache u. elegante Genre

zu ganz bedeutsam herabgesetzten Preisen.

Breitweg 181, 1 Treppe J. Kirschstein Breitweg 181, 1 Treppe

Eingang nur Simmelreichstraße.

Zur Winter-Saison empföhle mein reichhaltiges Lager in **Patent- und**
Havelocks-Stoffen
Eskimo, Krimmer
Loden etc.
Anzug- u. Hosestoffen
Täglich Eingang von Dienstboten in
* Specialität: *
II. schwarz Kaschmarg u. Cheviot
Oskar Bruch, Kaiserstr. 12.

H. Reichhardt

Schuh-Geschäft

Neustadt, Breiteweg 120a

empföhle großes Auswahl

Schuhe und Stiefel

in solider Ware zu billigsten Preisen.

74
Arbeitsnachweis der Gewerkschaften

Unentgeltliches Auskunftsbüro

Kleine Klosterstraße 15, parterre. Eingang durch den Saal rechts.

Telef.-Anschrift 1419

Gesöffnet: Vormittags 9—1 Uhr, nachmittags 3½—7½ Uhr.
Kostenlose Arbeitsvermittlung für Arbeitnehmer und Arbeitgeber beiderlei Geschlechts sowie kostenlose Auskunft in Sachen der Unfall-, Invaliditäts- und Krankenversicherung, Priviligen, Armenrecht, Mietvorbehalt, Dienstboten-, Lehrlings- und Lohn- und Arbeitseinnahme.

Gesucht werden:

Tischler aus seine Möbel, Schuhmacher (verbündig), Bettler auf Geschirr, 3 Töpfer (Dreher auf Töpfen), Barbier, Schreiber, Stellmacher, Wickelmacher, Dienstmädchen, und meine Auswärterin.

Südenburg, 26. Januar.

Aufgebot: Arbeiter Adel Ott mit
Wwe. Bauerin, Anna, geb. Recht hier.
Todesfälle: Bei Agent Wilhelm
Lange, 29 J. 1 M. 23 L. Tochter des
Stratenbohnenschmieds Karl Döblin. Robert,
Sohn des Arbeiters Karl Mantel, 1 J.
Kaufmann Hans Haase, 44 J. 15 L. Ver-
kommisar Friedrich Arendag, 53 J. 11 M.
10 L. Arbeitern Bertha Voese, unverheiratet,
50 J. 2 M. 7 L.

Buckau, 26. Januar.

Geburten: Ella, 2 des Schlossers
Ed. Horn, Else, 2 des Zigarrenhändlers
Franz Lude, Else, 2 des Schlossers Albre-
cht Stammler. Weibrud. L. des Schneider-
meisters Stephan Lange. Frieda, 2 des Schlossers
Willy Del. Elisabeth, 2 des Arbeiters
Heinz Rungewitz.

Todesfälle: Hildegard, 2 des Litho-
graphen Hermann Riehn, 4 J. 3 M. 25 L.

Friedrich Frieder. Frieda, 2. des Lackierers Friedrich Vögel.

Daniel Ambi in Barch mit Marie Frieder-
Weidner in Dorpen.

Eheschließungen: Konzertirter Di-
jur. Alwin Schmidt in Reckn. mit Herta
Haerriet hier. Telegr.-Arbeiter L. Poi-
sonat hier mit Johanna Seeland. In
Eichenbarleben. Temprier Willy Kün-
berger mit Anna Luckau hier. Mutter
Anna Wollmann mit Anna Peters hier.
Tischler Max Holze mit Helene Dahlwost-
tier hier.

Geburten: Alfred, S. des Schuhmachers
Luis Friedr. Margarete, T. des Kauf-
manns Kriependorff. Margarete, T. des

Schlossers Friedrich Schwarz. Gertrud,
1 M. 12 J. Sohn.

Wohlb. Christian Wohlfahrt. Martha Marie

Kreider, unver. Carl Frieder. August Weißgerb-

8. J. 14 M. 21 T. Schönauermeister

Joachim Brodmann, 62 J. 5 M. 3 L.

Graau,

Geburten: Ernst Richard Franz, S.
des Arb. Hermann Dielmann hier. Carl

Wilh. S. des Kutschers Karl Stieke hier.

Friedrich Wilh. Ant. S. d. Eisenhöhers

Wilh. in Wittenberg hier. Georg Henr.

S. des Arb. David Budberg in Prester.

Todesfälle: Ad. Walter Gahlmann

hier, 9 M. 20 L. Handelsmann Wilhelm

Kauendorf hier, 50 J. 2 M. 14 L. Will-

Jette Deitrich geb. Volhardt hier, 85 J.

Frieda Marie Ella Hermann

hier, 8 J. 3 M. 21 L.

Wahlnschinner

Johner Zähne beseitigt sicher
sofort **Kropp's Zahnzapette**

(20), Carvacioltapette à Fl. 50 Pl. nur
eicht zu haben in allen Apotheken und
Drogerien. Nimm nichts anderes, nur
Kropp allein ist sicher wirksam.

Standesamt.

Magdeburg, 26. Januar.

Aufgebot: Buch. Karl Hoedel mit

Anna Grube hier. Buch. Alois Vanje

Al.

Neumann.

Ab.

Leb.

Kaufhaus Wilhelmstadt

Inventur-Räumungs-
Verkauf

zu direkt sabelhaft billigen Preisen.

102

Sudenburg.

Zur Konfirmation

empfiehlt sich:

Schwarze und farbige reinwollene Kleiderstoffe, die Meter von 4.80, 5.40, 6.00, 7.00, 8.00 Mk. an.

Farbige und weiße Unteröcke von 1.45, 1.80, 2.10, 2.40 Mk. an.

Korsetts 1.20, 1.40 Mk.

181

Sämtliche Wäsche-Artikel billig.

Jede Konfirmandin erhält ein Spindeltuch gratis.

Max Kraft, Sudenburg, Breiteweg 40.

Fr. Kolbe's

Erste galv. elektr. Heilanstalt nach Dr. Dr. von Alimonda,

Jakobstr. 39, I., Breiteweg 232, port., am Hasselbachplatz, und Burg, Johannisstr. 15
garantiert sichere Erfolge bei allen inneren und äußeren Leidern, selbst bei veralteten chronischen Leidern, wo die Kunst des Arztes oder sonstige Anwendung eines Heilverfahrens ohne Erfolg geblieben.

Überraschend und großartig sind die Erfolge bei Nerven-, Gemüts-, Asthma-, Herz-, Lungen-, Leber- und Milzleiden, sowie Blasen-, Zuck-, Darm- und Magenkrankheiten, Blutfluss, Blutstockungen, Bleichfucht, Gelbfucht, Wassersucht, Taubheit, Stottern, Krämpfe, Weitstand und Geisteschwäche, Mygräne, Husten, Schnupfen, Sehverlust, Rheuma, Gicht, Frost, Brand- und Impfschäden, Augenleiden (aller Art), Männer- und Frauen-Geschlechteleiden, Flechten und sonstige Hautkrankheiten, Weinschäden (offen und geschlossen), Influenza, Diphtheritis, Scharlach, Masern usw. in kürzester Zeit ohne Beruhigung und gänzlich schmerzlos. Gebühren von 9-12 vorm. 2-8 nachm. Sonntags von 9-2 Uhr. Vertreter der Fabrik für patent. Alimonda-Aparate.

3647

Neu eröffnet!

Belagerung von Paris.

Ausfall der Franzosen am 2. Dezember 1870.

Panorama, Kaiser Wilhelm-Platz.

Größte Sehenswürdigkeit in Magdeburg.

Offen von früh 9 Uhr bis abends 8 Uhr täglich.

Eintrittspreis 1.05 Mk. incl. städtischer Billetsteuer, Militär und Kinder 50 Pf.

Därme-

Leber- u. Gewürz-
Handlung

von
H. Reich
Magdeburg
Wilhelmstr. 15.

Fernsprecher 1236.

Franz Brück Nachf.

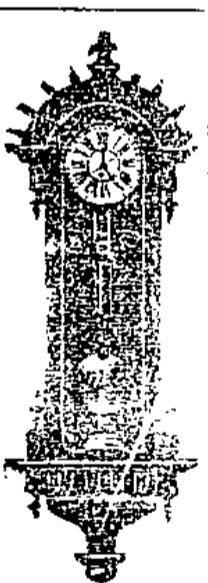
Magdeburg, Stephansbrücke 24/25

empfiehlt sein reichhaltiges Lager in allen Arten

Wand- u. Sek-Uhren, Regulatoren, Musikwerken, silbernen u. goldenen Herren- und Damen-Uhren, Ketten, Korallen, Granaten, sowie alle Arten

Goldwaren

der kompakt. auch wöchentliche resp. monatliche Teilzahlung gestattet. Reparaturen prompt und billig.



Möbel- Einrichtungen

größte Auswahl
in den großen Läden
von

J. Mook
jetzt nur
Jakobstraße 51
dicht am Alten Markt.

Zur Anfertigung sämtlicher
Tischler - Arbeiten
Bau u. Möbel
sowie Särge in all. Preislagen
empfiehlt sich

Andreas Krull
Magdeb.-Sudenburg, Br. Weg 116.

Von Haus zu Haus

empfiehlt sich durch

Güte und Billigkeit

Max Häuslers täglich frisch gerösteter Kaffee

sowie

Thee, Kakao und Schokolade.

Die bequeme Lieferungsweise frei ins Haus ist für jede Haushalt angenehm für sämtliche feinere Kaffeesorten liefern

Elegante Kaffeedosen, leihweise ohne Pfand.

Magdeburg-Max Häuslers Kaffee-Versand-Geschäft Magdeburg-

Neustadt

Fernspr. 2179.

filialen

in Berlin und München.

173

Fernspr. 2179.

Kleiderstoffe

schwarz und farbig

neueste Sendungen.

Riesen-Auswahl bei Ausnahmepreisen.

Carl Friedrich
54 Breiteweg 54.

Carl Julius Braun

Leder-, Schäfte- und Schuhmacherbedarfssortikel-Handlung
Buckau, Schönebeckerstraße Nr. 48

holt sich bei Bedarf bestens empfohlen.

51



spart Zeit und Geld!
Unübertreffliches Wasch- u. Bleichmittel,

'Alles echt'

mit Namen Dr. THOMPSON in Schutzmarke Schildwan.

Vorsicht vor Nachahmungen!

Zu haben in allen besseren Colonial-, Droguen- u. Seifenhandlungen.

Allelfinger Fabrikant: ERNST SIEGLIN in Düsseldorf.

Empfiehlt meine hohelegante

Theater- und

Maskengarderobe

bei billiger Preisstellung zur fleißigen Benutzung.

Achtungsvoll

15

Carl Franke.

1. Geschäft: Kurfürstenstraße 34

2. Geschäft: Jakobstraße 5 u. Große Marktstraße 14.



Olvenstedt.

Dem geehrten Publikum zur Nachricht, daß ich das Geschäft meines Bruders Karl Arnold übernommen habe und bitte bei Bedarf mich zu beehren.

83

H. Arnold.

Gelegenheitskauf-Geschäft

A. Karger

8 Gr. Marktstraße 8.

Zur Konfirmation

sind folgende Posten neu eingetroffen:
Große Posten

155 schwarze reinwollene Kleiderstoffe
in glattem Nachemir Cheviot Tröp bis zu den feinsten Webairs,
einfarbige reinwollene Kleiderstoffe
sämtliche neuen modernen Farben bis zu den besten Qualitäten.
Neuheiten in Kleiderstoffen
bis zu den feinsten abgepassten Noben.
Unteröcke und Unterrockstoffe, Korsetts,
Shawls und Tücher.

ferner für Knaben:
Buckskins, Baumwolle, Cheviots
darunter große Posten Reste, nur gute reinwollene Qualitäten,
an herordentlich billig.
Oberhemden, Kragen, Manschetten,
Chemise und Serviteurs sehr billig.



Nr. 4

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1900

Im Bruch.

Roman von Heinrich Arzgranowski.

Einige Minuten später fand sich auch Cresenz ein. Sie war erhöht, ernst, nichts deutete auf eine vorangegangene Störung oder Erregung. Sie ein Wort zu reden, stieg sie auf, rückte an ihren Platz und zog ihre Handschuhe an. Beimlich schweigend bremten sie weiter. Bald wurde der Wald spärlicher, Astern und Wiesen zeigten sich, noch eine Wegmühle und sie waren in Georgenthal; so hieß das Dorf, wo die Verwandten Crescentia's wohnten. Sie wies vom das Gehöft, wohin er zu lenken hätte. Es war einfacher als die übrigen und durch einen kleinen Hofeuthurm auf dem Dache des Hauptgebäudes ausgezeichnet. Als sie durch das breite und hohe Tor eintraten, schlug der Hund an, aber eine Magd rief ihn in seine Hütte zurück und stellte sich vor deren Hoffnung, daß die Aufkommende frei in das Haus treten könnten. Alsbald erschien auch der Besitzer des Hauses selbst, bewilligte sie, hieß einen nicht das Pferd in den Stall führen und von Hund von der Kette lösen, daß Niemand von den Gästen durch denselben bestört würde, worauf er seine in die große Stube geleitete. Gabriel wollte sofort an sein Geschäft, was aber der Bauer nicht zuließ, man müsse unter Verwandten nicht so freudig thun, sagte er, und Alles habe seine Zeit. Milch, Brot und Butter wurde aufgetragen, die Bäuerin und zwei halbwüchsige Knaben, ihre jüngsten Kinder und soeben erst gewachsen, vermehrten die Besetzung, Cresenz begrüßte, wurde begrüßt und bedachte Cresenz, es ging an's Fragen, Erzählen und Schenken, und ehe man sich dessen versah, war es Mittag geworden.

Gabriel ertrug die Verzögerung ungern, er hätte am liebsten, wenn es schon so sein möchte, erst nach Beendigung der noch zu leistenden Arbeiten, und nochdem man über die Rechnung einig geworden, in eine Unterhaltung eingelassen. Aber daran war nicht zu denken; auch das Mittagsmahl mußte verzehrt werden, und dann erst zeigte sich der Hausherr willig, zu Geschäftsliche abzutun. Die Arbeiten waren heiligensämtlich geringsfügig, und was die Rechnung betraf, so würde dieselbe ohne erhebliche Abzüge angenommen und beglichen. Gabriel hätte um heimfahrt können und wollte es auch. Dagegen erhob jedoch sein Wirth verschiedene Einwendungen: Eine Stunde wenigstens sollte er noch bleiben, daheim verbrenne ja nichts, und wer könnte wissen, wann er wieder einmal herauskomme; auch möge Cresenz noch nicht aufbrechen. So beschied sich denn Gabriel, noch eine Weile zu verzicken, und begab sich in die Stube, wo Cresenz und die Hebrigen bereits beim Tee saßen. Er stammte heimlich, wie wohlgenau sie war. Sie hatte ihr kleines Handtöpfchen als einen Hut aufgetestet, ein Band durch dessen beide

Hänsel gezogen, dasselbe unter dem Stuhl zusammengebunden und verscherte ihren Vettern, welche sich über Form und Größe des Mörbchens verwundert hatten, daß dies ein Hut neuester Mode, der wirkliche Hut dagegen nur für eine Weile auf's Land gemacht sei. Da sich die Knaben etwas unglücklich anstellten, so ersaß sie noch allerlei lustige Geschichten.

So mochte wiederum eine Stunde vergangen sein, als Gabriel aufstand und an die Heimkehr erinnerte. Während der Wirth und seine Frau neue Einwendungen machten, waren die beiden Knaben hinausgelaufen, das Wöhlig zu besorgen, kamen jedoch bald wieder mit der Meldung, es sei ein Wetter im Anzuge. Das klängte für Gabriel sehr unangenehm. Er ging sofort in's Freie, sich den Himmel anzusehen. Eine schwere, schwärzliche Wolkenmasse rückte bedrohlich von Süden her, der Donner rollte leise, aber ohne Unterbrechung über die ganze Breite des Horizontes von West nach Osten hin. Es war nicht rätselhaft, einzuspannen.

Die Wirthstente schienen über den Aufschub erfreut, auch Cresenz bezeigte sich damit zufrieden. Gabriel allein war ärgerlich. Wenn er lange aufgeholt wurde, so war er gezwungen, die Nacht hier zu verbringen. Eine Fahrt, die in die Nacht hinein gedauert hätte, mochte er nicht unternehmen, theils weil er den Weg nicht genau kannte, theils — und dies fiel besonders schwer in's Gewicht — weil er Bedenken trug, Cresenz, die ihm keine so große Kurnhe bereitet hatte, im Dunkel heimzuführen.

Das Gewitter hatte indessen unter heftigen Windstößen, aber ohne Regen begonnen. Erst nach einer halben Stunde etwa tröpfelte es und gleich darauf verhüllte ein Guss, der fast ein Wollenbruch zu nennen war, das ganze Thal. Die Blüte folgten einander so rasch, daß ein einziges, bald gelbes, bald bläuliches Licht in dem Strome zu stachen schien, der Donner riss nicht ab, doch hörte man mehrmals an besonders heftigem Krachen oder Knattern, daß es in der Nähe eingeschlagen habe. Man wünschte sich Glück, unter Dach geblieben und vielleicht einem Unglück, sicherlich aber einem unvollkommenen Bade eingangen zu sein.

Cresenz saß neben ihrer Gewitterin in der Ecke hinter dem Tische. Sie hatte das Mörbchen vom Stoße genommen und sprach gelassen über alltägliche Gegenstände. Der Bauer saß ihr gegenüber, Gabriel aber ging zumeist in der Stube auf und nieder, machte einmal an einem Fenster, dann an dem Tische Halt und fragte Dies oder Jenes, wie es sich gerade schicke. Es war übel genug um ihn bestellt. Die alte Sorge rumorte mächtig in seinem Gehirn und in seinen Ohren klängte es wie der verlorene Hörnerhals, von welchem Cresenz vor fünf oder sechs

Stunden nicht gerade geheimnisvoll, wie er meinte, gesprochen hatte, eine traurige Weise, die von nichts sang, als von zerbrochenem Glück und friedloser Zukunft. In diesem Sinne wenigstens dentete er sich ihre wunderlichen Reden, ob er es gleich an Vorwürfen gegen die Tendenz keineswegs fehlte ließ.

Zudem wurde er nur allzuhäufig an ihr und an sich selber irre. Es wollte ihm, so oft er sie ansah, nicht in den Kopf, daß sie, die vorher mir Heiterkeit gewiesen und jetzt nur Ruhe war, in Wirklichkeit nichts von beladen hätte sein sollten, ja er mochte nicht einmal das glauben, daß sie einer heiligen Leidenschaft fähig sei. Nach seiner Vorstellung war Cresenz ein bis zur Durchsichtigkeit klares, warnungsfähiges, aber nicht heizblütiges Geschöpf, einem stillen, freien Herbstmorgen zu vergleichen, an dem von Stürmen nicht die Rede sein kann. So heftige Windstöße gar, wie der vom heutigen Vormittag, schienen ihm vollaust der Regel ihres Wesens zu laufen, ja, noch mehr: selbst wenn er es über sich brachte, diese Regel dahin abzuändern, daß für Cresenz überhaupt Leidenschaft möglich war, so denkte ihm ein Losbrechen, wie das heutige, nicht genügend vorbereitet. Ein so unbändiges Aufranken mußte sich schon lange vorher und viel deutlicher anklängen, als es geschehen war, konnte auch nicht so bald bis auf die letzten Spuren verschwinden. Vielleicht war irgend ein ganz zufälliges, ihm unbekanntes Ereignis, mit welchem er in seiner Weise etwas zu ihm hatte, die Ursache jener seltsamen Störung, ein Ereignis, bei dem die Flüchtigkeit und Stärke der Wirkung nicht verwunderlich war.

Er dachte ihr eine Liebe an, die schlimmster Falles, denn Cresenz durfte ihn ja überhaupt nicht lieben, der feinigen glaubt, als diese noch in voller Blüthe gestanden hätte. Das armelose Plätzlein war nämlich bereits völlig verdorrt, eine Thatsache, die Gabriel nur ungern bekannte, da es doch seine einzige Freude gewesen war. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, daß der trockne Stengel noch einmal treiben möchte, ja diese Hoffnung steigerte sich minuter, wenn er sich mit seinen Gedanken über das durchsichtige und leidenschaftlose Wesen Crescentia's bis in ein glückliches Nebland verstreigen hatte, bis zur Gewartung. Er suchte dann allenthalben nach Gründen, seine felsame Liebe zu rechtfertigen, was ihm bei der Hartnäckigkeit und, was er allerdings in Abrede zu stellen suchte, der Nichtigkeit der selben nicht schwer fiel.

Nur, er vertrieb sich die Zeit mit düren und hofflosen Einbildung, von denen er freilich immer wieder zur Wirklichkeit zurückkehren mußte, sowie mit einer süssen Disputation, wie er und wie Cresenz lieben dürfe.

Die Natur aber fragte nicht nach seinem Dürfen und Nicht-Dürfen! Gabriel, trotzdem er so nachdenklich und bestimmt auf und nieder schritt, empfand seiner Schwägerin gegenüber nichts Anderes als die Schwägerschaft; sie jedoch schaute ihm gelassen zu und ihre Gedanken verschlangen sich mehr und mehr, ein Mäthsel.

Sie sprach jetzt noch weniger als früher, auch ihre Partner waren still geworden. Alle schienen auf das Geräusch des Regens zu hören, der noch immer in schwerer Menge niederröhrte.

Da Gabriel, sobald er des allgemeinen Schweigens inne war, sich durch dasselbe gebliebt fühlte, ja sich die Schuld davon behielt, so wandte er sich an den Bauer und fragte ihn, ob er das nun schon heringebracht habe. Dieser bejahte, worauf Gabriel noch andere Fragen stellte, welche bald ein Gespräch über Gegenstände der Landwirtschaft herbeiführten. Crescenz folgte demselben mit ruhiger Aufmerksamkeit, wunderte sich aber schlichtlich, wie ein Schlosser zu solchen Kenntnissen gelangt sei. Er entgegnete, daß er das selbst nicht wisse, worauf der Bauer meinte, vergleichend komme nach und nach, eine Erklärung, mit welcher man sich zufrieden gab.

Der Regen hatte unterdessen nachgelassen, und plötzlich nur mehr. Bald hörte er ganz auf, der blonde Himmel wurde wieder sichtbar, und abendläufiger Sonnenglanz erfüllte das Thal. Die Vögel zwitscherten.

„Wollen wir nicht in den Garten gehen?“ fragte Crescenz.

„Es wird naß draußen sein,“ wandte der Gevatter ein.

„Wir sind nicht so zärtlich!“ entgegnete Crescenz.

Sie gingen hinaus. Der Garten lag hinter dem Hause, war von der Größe eines Joches und enthielt, was dergleichen Gärten zu enthalten pflegen: einige Mohn, Rosenstaude, Sonnenblumen, Gemüsebeete, einen kleinen Grasplatz und mehrere Obstbäume, zwischen denen Striche ausgespannt waren, bestimmt, die Trockenwälder zu tragen. Eine aus Latten hergestellte Laube, mit Schlingpflanzen dichtig überwachsen, war noch an das Haus angebaut und öffnete sich nach der entgegengesetzten Seite. Crescenz schlug vor, den Abend über in der Laube zu bleiben, womit sie nach einem Widerstreben von Seite ihrer Verwandten, welche als echte Bauern die Stube vorzogen, auch durchdrang.

„Es ist mir lieb,“ sagte Crescenz zu Gabriel, „daß wir in's Freie kommen. Drinnen war es so dumpf.“

Neben dem Garten lag ein Feld, welches unter seinen Hälften eine große Menge schöner Mutschrosen trug. Crescenz bezeichnete Verlongen nach den rothen Blumen und wollte hingehen, einige zu holen. Gabriel warnte sie vor dem lebhaften Boden, auch würden die Blumen, kann gestellt, schon die Blätter verlieren. „Ein Augenblick ist auch nicht zu verachten,“ meinte sie darauf. Da sie nach diesen Worten dem Gelde zischte, so lief ihr Gabriel voran, brach in der Geschwindigkeit ein Jochend oder mehr Mutschrosen und reichte ihr dieselben. Sie dachte höflich und becheiden gleich einer Freunden, ja schien durch seine Geselligkeit überrascht zu sein. Als sie in der Laube angekommen waren, stieß sie die Blumentheile in das Haar, theils in den Hosen, wobei ihr die Gevatterin wohlgefällig zimpte.

Es war mild und freundlich draußen, das Gewitter hatte die Lust nicht bis zum Frösteln abgeführt. Die Sonne ging jetzt am reinen Himmel unter und die Glocke auf dem Dache des Hauses läutete den Abend ein. Crescenz schien bewegt und weich, sie schaute gegen den Wald im Westen, durch dessen dunkles Grün noch ein lester, röthlich-gelber Schein glänzte. Als auch dieser verschwunden war, wandte sie sich zu Gabriel und der Gevatterin und wünschte ihnen guten Abend.

Das Nachtmahl versammelte die Familie zu den Tischen in der Laube. Doch harrie nur die Bauern diesen zu Ehren bei ihnen aus. Die Anderen entfernten sich mit Ausbruch der Nacht.

„Warum spricht Du kein Wort?“ lehrte sich die Wirthin zu Crescenz, als dieselbe allzu lange schwieg.

„Es ist so finster,“ antwortete Crescenz.

„Da können wir Malb schaffen,“ sprach Jene. Sie ging und kam bald mit einer brennenden Lampe zurück. „Es ist wahr,“ fuhr sie fort, die Finsternis verließt einem das Neben, und jetzt haben wir gar Neumann.“

„Ja, das ist wahr,“ sagte Crescenz.

„Aber noch nicht Alles,“ erwiderte die Gevatterin. „Man hat so wunderliche Gedanken im Dunkeln, daß man am Leben irre werden könnte, und es heißt nicht unisono: Die Nacht ist keines Menschen Freund. Da fahß ich einmal — aber wollt Ihr es auch hören?“

In der That schien es, als ob die Gäste ihren Worten keine sonderliche Aufmerksamkeit schenkten. Crescenz betrachtete gedankenwoll einige entblätterte Mohoublumen, die sie von der Brust genommen hatte, und Gabriel fuhr mit dem Nagel des rechten Daumens langsam an der Etschante hin und her, wozu er ein sehr gleichmäßiges Gesicht mache. Nichtsdestoweniger verschierten Belde, daß sie auf die Erzählung sehr begierig seien.

Nur die Bauern begann: „Es war kurz vor meiner Hochzeit, und ich stand etwa in Deinem Alter, Crescenz, da fahß ich einmal um die Dämmerung daheim in der großen Stube. Es ging schon stark gegen den Spätherbst zu, und ich weiß nicht, wie es kam — kein Mensch ließ sich sehen. Sie mochten in den Scheinen, im Stalle oder sonst irgendwo eine Arbeit oder einen Zeitvertreib haben. Ich hatte den ganzen Tag geschafft und war froh, eine Weile sitzen zu können. Daß ich so allein war, freute mich auch, denn so durfte ich doch ungestört an die nächste Zukunft denken, was mir nicht gerade häufig gestaltet war. Draußen nebelte es, nichts rührte sich, und hier unten bei mir war es gleichfalls so still, daß eine Fliege großen Lärm gemacht hätte. Aber die waren alle schon abgeschorben und ausgetrocknet, es war also ganz ruhig, wie in einer Kirche. Ich dachte an, ich weiß nicht was, da hörte ich ein Knistern unter dem Ofen, erst ganz leise und nur kurze Zeit, dann stärker und länger, und endlich knisterte es in einem fort. Eine Maus, denke ich mir und schaue nach dem Ofen hin, der mir gerade gegenüber stand. Richtig, füßt auch schon unser grauer Stater dort, als ob er schon den ganzen Tag gewohnt hätte, daß da eine Maus anspringen werde. Nun heißt es stille halten, denke ich mir wieder, röhre mein Blatt und schaue mir immer den Stater an. Der rührte sich auch nicht, aber seine Augen leuchteten mehr und mehr, und weil mir die Stube schon wie eine Kirche vorkam, so erinnerten mich diese Augen an die grünen Glasfenster im heiligen Grab, hinter denen je ein Lichtenstein brennt und die mir mein Leibtag höchst wertvolldig waren. Es war mittlerweile ganz dunkel geworden, die Maus segte etwas ab, bald jedoch knisterte sie wieder. Nun mag der Himmel wissen, wie es kam, daß ich über dem langen Stützigen und Schauen staze und Maus vergaß und nur das mehr in Gedanken hatte, was ich einzige sah: die grünen Augen. Zum ersten Mal in meinem Leben ward ich es deutlich inne, wie diese Augen auch im Dunkeln führen, und mir wurde dabei ganz närrisch. Endlich lagen mir die Grablampen im Stopse, ich fing an zu grübeln und grübelte über Statis- und Menschenangaben, über Tag und Nacht und Alles, was mir in der Welt hell und finster ist, und am Ende kam es mir vor, als ob Alles nur an den Augen läge, als ob sie Alles machen, was man sehen kann, worüber mir angst und bange ward. Und so verloren und irre war ich, daß ich sicherlich bis zum Morgen auf meinem Stuhle verblieben wäre, wenn man mich allein gelassen hätte. Aber da trat ein Knecht mit einer Stallaterne herein und machte dem Ding ein Ende. Mir war den ganzen Abend nicht mehr wie sonst, und ich habe mich seit der Zeit immer gehütet, wenn es finster ward, allein zu bleiben.“

Die Bauern schwieg und wartete, ob Neumann etwas sagen werde. Da dies aber nicht geschah, so gab sie Crescenz einen leichten Schlag auf die Schulter und sagte: „Noch immer summ?“

„Ich denke über Deine Geschichte nach,“ antwortete diese.

„Dass Dich! . . .“ rief die Gevatterin, „Du wirst Dir doch nicht über solche Dinge den Kopf zerbrechen?“

„Sie steht heute voller Absonderlichkeiten,“ bemerkte Gabriel.

„Muß das Absonderliche falsch oder schlecht sein?“ erwiderte Crescenz.

„Das habe ich nicht gesagt,“ war seine Antwort.

„Aber nicht Jedem thut es gut.“

„Vielleicht bist Du einer von Denen,“ sprach sie leiser.

„Nein, nein!“ versetzte er mit Bestimmtheit.

„Weber ich noch Du, noch sonst eines von uns ist zu vergleichen geboren.“

„Gabriel, Gabriel! Ich flösste, Du leuchtest mit der Stallaterne!“

„Immerhin besser als in's Dunkle schauen!“ antwortete er, gestand sich jedoch insgeheim, daß sie nicht unrecht hatte.

„Wenn man aber ohne Stallaterne sieht?“

„Wirst Du denn eine Stute?“

„Wenigstens habe ich Stäbenangen!“ antwortete sie.

Die Gevatterin, welche bisher einzig zugehört hatte, konnte sich nun nicht mehr enthalten zu lachen. „Nein, das ist zu närrisch!“ rief sie und fasste Crescenz mit beiden Händen am Stopse, um die seltsam Augen recht nahe zu betrachten.

„Kun?“ fragte Crescenz.

„Meiner Tren!“ erklärte Jene, „ruh und grau!“

„Mit einem Stich in's Grüne,“ fügte Crescenz hinzu. „In der Stube nannten sie mich die Stabenäugige.“

„Vom Grünen sehe ich nichts,“ warf die Gevatterin ein.

„Das macht die Lampe!“

„Aber habe ich Dich denn noch nie bei Tage gesehen?“

„Vielleicht weiß es Gabriel?“ sagte Crescenz.

„Nein!“ antwortete dieser.

„Da wird es Dein Mann schon eher wissen,“ meinte die Bauern.

Crescenz bewegte die Lippen, als ob sie für sich selber etwas spräche, dann zog sie die Mohourotten aus ihrem Haar und legte sie vor sich auf die Tischplatte. Sie hatten bereits die Blätter verloren. Selbst heute Vormittag war Gabriel nicht so rauh abweisend gegen Crescenz verfahren. Mit den zweideutigen Anwandlungen des Nachmittags war es vorbei, er war gewissermaßen ganz Charakter geworden, was ihm bei seiner Verfassung allerdings nicht sehr schwer fiel. Crescenz schien denn auch in der That etwas verschämt zu sein, redete wenig und das nur mit der Gevatterin. Nur einmal noch wandte sie sich zu ihm, aus folgendem Anlaß.

Einige Motten umtanzen die Lampe, flogen an das heiße Glas, versengten sich, flogen zurück und wieder hin, wie es eben Mottenbruch ist. Crescenz wurde aufmerksam und ließ es sich angelegen sein, die Thierchen zu verschrecken.

„Läßt sie doch!“ sagte die Gevatterin. „Sie sind selbst schuld daran, wenn sie verbrennen.“

„Wenn ich doch das nicht hören müßte!“ antwortete Crescenz. „Aber so geht es in der Welt: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“

Wiederum schien etwas Anzügliches in ihren Worten zu liegen, und Gabriel, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, nichts dergleichen passieren zu lassen, sagte daher: „Dennoch läßt sich, falls man ernstlich will, manches Unglück vermeiden.“

„Ja,“ entgegnete Crescenz, „gerade so meinte der Mann mit der Laterne, als er des Nachts in den Stall ging; und da ihm die Laterne entfiel, zerbrach und das Licht einen Haufen Stroh in Bruno siekte, meinte er, das sei nur ein Strohsener. Aber der Hof brannte trotzdem ab.“

„Das ist ungerechtes Zeng!“ sagte Gabriel.

„Mag sein!“ gab sie zur Antwort. „Aber das ist eben das Unglück, daß sich so Vieles nicht reimen läßt.“

Die Gevatterin schüttelte den Kopf und sprach:

„Ihr seid ein streitsüchtiges Volk und werdet, wenn wir sizzen bleiben, bis morgen früh nicht zu Ende kommen. Das Beste ist, wir gehen schlafen.“

Sie nahm die Lampe vom Tisch und ging voran. Als sie in der großen Stube angelangt waren, entfernte sie sich auf einen Augenblick, um aus der Kürche zwei Kerzen zu holen.

Da sagte Crescenz: „Ich muss Dich heute noch sprechen, Gabriel!“ Er schien verwundert und unschlüssig.

„Ich muss,“ wiederholte sie dringender.

„Werüber?“ fragte er.

„Das sollst Du dann hören!“

„Und wo?“

„Auf meiner Stommer. Ich werde die Thür ein wenig offen lassen.“

„Crescenz!“ erwiderte er, „was soll das?“

„Ist es soweit mit uns, dass Du Bedenken trägst?“ rief sie leise, aber heftig. „Ich sage Dir, Du kannst ohne Sorge sein, Gabriel!“ Man hörte die Bäuerin an der Thüre.

„Willst Du?“ fragte Crescenz noch einmal.

„Ich werde kommen,“ antwortete er.

Sie wurden in's erste Stockwerk geführt und jedem ein Bett angewiesen.

„Streitet Euch nicht!“ warnte die Bevatterin scherzend. „Die Wand ist so dünn, dass Ihr jedes Wort hören könnt, welches das Eine oder Andere laut sagt!“

Die beiden Frauen wünschten Gabriel gute Nacht. Er ging in seine Stommer und hörte, wie Jene nebenan noch sprachen, aber so leise, dass er nichts verstehen konnte. Er setzte sich auf einen Stuhl, um zu warten, bis die Bäuerin sich entfernte. Seine Aufregung war groß. Alm war, als hätte ihn Crescenz mit einem Ruck von der Höhe gerissen, von welcher herab er sie heute gemeistert hatte. Ihre Miene war bedeckter, ihre Schönheit schöner geworden, alle Macht waren ihr zugesunken, Alles hing von ihr ab. Er konnte diese Vorstellung nicht loswerden, und ein tiefer Verdruss darüber, dass es so war, quälte ihn bis zur Unterträglichkeit. Fragte er sich, ob er sie noch liebte, so musste er mit Nein antworten, dafür aber hatte er die Empfindung, ihr Schuldner zu sein. Die Pein der Erwartung, die Sonderbarkeit der Umstände, der Heiz des Geheimnisvollen spannten seine Nerven; nichts, was ihm hätte beschwichtigen können - und noch war die Bäuerin nicht weggegangen. Was sie doch so lange zusammen sprachen? Die Uhr auf den Tisch gelegt, folgte er dem langsamem Zuge des Sekunden-, dem unfehlbar tragen des Minutenzählers. Schon war eine Viertelstunde abgelaufen, noch fünf, sechs, sieben Minuten, da endlich hörte er, wie Schritte laut wurden. Die Thür des Nebenzimmers knarrte, das Schloss schnappte zu, die Schritte entfernten sich, jetzt waren sie auf der Treppe, jetzt im Hausschlür, wieder knarrt eine Thür, schnappt ein Schloss, dann ist es richtig.

Gabriel saß regungslos und lauschte: auch drüben war Alles still. Sein Herz pochte heftig und schnell. Es ward ihm schwer, nicht aufzuhören und wenigstens auf und ab zu gehen. Er hörte nichts, gar nichts. Zehn lange Minuten vergingen. Jetzt wurde nebenan ein Fenster geschlossen. Sie mochte also bis nun aus dem Fenster geschaut haben. Leichte, schnelle Schritte wurden vernehmlich, es knackte an der Klinke, die Thür wurde leise geöffnet. Der Augenblick war da.

Behutsam schlich Gabriel hinüber. Es war wohl der sonderbarste Weg, den er zeitlebens gemacht hatte. Als er in das Zimmer Crescenzia's trat, sah er dieselbe nicht fogleich. Es war groß, mit massiven Schränken, Truhen und Bettladen bestellt, nur von einer einzigen dünnen Kerze beleuchtet und von einem starken Flachs- und Seifengeruche erfüllt. Crescenz saß noch völlig angekleidet auf ihrem Bett und hielt ein Taschentuch in der Hand. Als er näher kam, bemerkte er, dass sie sehr blaß war, dünne Fingernägel die Augen hatte und schluckte, gleich, als ob ihr etwas in der Kehle säße.

Lange fiel kein Wort zwischen ihnen. Gabriel war einige Schritte von ihr entfernt stehen geblieben und hatte die Hand auf den Deckel eines Kastens gestemmt. Wie gerne hätte er etwas gesagt, aber er fühlte, dass nicht ihm das erste Wort zustehe und dass Alles, was er auch vorbringen möchte, schal und bedeutungslos sein müsse. (dort fort)

Das Wiegenlied.

Von Dorothee Goebeler.

Wie war ein böses Kind und schläft nie ausgesungen;
Doch schließ ich ein geschwind, sobald ein Lied
Das meine Mutter sang gelind. Erstlinge,
Und als bin ich noch, ein Schlaflied muss mir singen;
Aur dieses leent' ich noch, es selber mir zu singen,
Seit ich der Mutter wuchs zu hoch.
Und was mir lieb und hoch nun mancherlei erstlinge,
Ist mir ein Nachhall doch von Dem, was sie gesungen,
Die Mutter singt in Schlaf mich noch.

Man kann einer Abhandlung über das Wiegenlied kaum ein besseres Gelingen vorstellen, als die sinnigen Strophen Mücket's. Wunderbar charakterisieren sie den einschmeichelnden Zauber jener kleinen Meime, die die Mutter am Bettchen ihres Lieblings singt, die Treue, mit der sie im Gedächtniss haften bleiben und auch dann noch weiterklingen, wenn längst die Locken des Kindes ergangen, seine Wangen weiss und einzlig geworden sind.

Das Wiegen- oder richtiger das Schlummerlied gehört zu den ältesten Anekdoten reiner Volkspoesie. Was neben den Bettchen unserer kleinen an volkstümlichen Meimen geüngten wird, stammt zum weitaus größten Theil noch aus der Urzeit der Menschheit selbst; das ergibt nicht nur die ganze Form, sondern mehr noch der Inhalt.

Wir haben ein Verschen, das zu den meistgesungenen gehört und sowohl in Stadt und Land erschlingt, das allbekannte Lied von den Schafen. Es tritt in den verschiedensten Variationen auf. Da heißt es einmal:

Schaf, stündchen, schlaf!
Der Vater hüft' die Schaf,
Die Mutter schüttelt's Wämmelein,
Füllt' berah' ein Träumelein.
Schaf, stündchen, schlaf!

Auch wird dem Babu versprochen:

... schlaf!
So schen' ich dir ein Zebat
Mit einer goldnen Schelle rein,
Das soll dem Spiegelgäste sein.

Oder die Mutter droht:

Im Garten steht' die Schaf!
Ein schwarzes und ein weißes,
Und wenn das Kind nicht schlafen will,
Stammt das schwarze und heißt es.

Die Holsteinerin singt:

Ein Vader höft' de Schaa,
Ein Mader plaut' en Bönesen,
Slaap to, mir hartes Bönesen.

Im Plattdeutschen wird gesungen:

Bute stahn de Schaa,
Bute steht' de bunte Doet,
Bringt dem Kind e neue Not

Oder es wird nach Schweizer Weise gesungen:
Trauschen steh'n die Schaf
Mit den weißen Füßen,
Geben Milch, ja rück.
Süße Milch und Weizenbrot
Machen mir mein kindchen rot.

Das Lied ist so ziemlich bei allen zur germanischen Klasse gehörigen Völkern Europas verbreitet, wo Kinder in Schlaf gesungen werden, hört man es auch. Es klingt einschmeichelnd und hübsch, was aber hat es genan betracitet - an der Wiege unserer Kinder eigentlich für einen Sinn? Ihre Väter hätten keine Schafe, ihre Mütter pflanzen keine Bäume, oder doch nur in den aller seltesten Fällen. Das Schaf selbst ist nicht nur unsern kleinen, es ist auch den Eltern ein so entlegener Begriff, dass es ihnen sonst nie einfallen wird, das süßliche Thier als Drohung oder Lockmittel zu benutzen. Warum also zieht der Wiegenfong, ganz abweichend von der übrigen Volkspoesie, so fernliegende Bilder in seinen Vorstellungskreis?

Nun, diese Bilder sind nicht so entlegen wie es scheint, sie gehören nur einer anderen Welt als der unseren an, der Welt, die vor Jahrtausenden war.

Was man von dem Lied in den Häuschen wiederfindet, ist der Haushalt des Menschen in der Urzeit. Noch deutlicher tritt das hervor, wenn man zwei andere Wiegenlieder vergleicht, von denen das eine

England angehört, das andere im Oberbruch zu Hause ist. In dem deutschen wird gesungen:

Suse, Juslen, Juse,
Unse Mutter is ne to Huze,
Unse Väader is naa b'n Wissch gegohahn,
Will et Ringeten en Wähisten sohn,
In rechten schönen gähnen,
Wo't Ringeten kann mit spähen.

Das englische umfasst denselben Ideenkreis: Der Vater ist im Walde resp. auf der Jagd, die Mutter hat „dranzen“, hier bei der Heerde, zu thun, das Babu weint, und die Mutterin tröstet es damit, dass Vater und Mutter ihm etwas zum Spielen mitbringen. „Der Vater auf der Jagd, die Mutter bei der Heerde, das ist,“ sagt der Germanist Virgil Bröhmam, „in wenigen Worten das Bild einer altgermanischen Wirthschaft, wie sie uns Tacitus schon geschildert hat,“ und er schleift aus der Uebererinnerung beider Lieder, dass nicht nur sie, sondern auch die Schäfchenreime Variationen eines echten, altgermanischen Schlummerliedes sind, das den Sachsen Deutschlands und Britanniens schon in der gemeinsamen Heimat eigentlich war, und später nach der Trennung von jedem Volle selbstständig weiter und umgedichtet worden ist.

Den wirklichen Ursprung eines solchen altgermanischen Wiegenangs glaubte man vor mehreren Jahren in Wien entdeckt zu haben. Auf dem Programmstreifen eines Handschriftenbandes fand Georg Zappert 1858 die handschriftliche eines Liedes, die dem zehnten Jahrhundert anzugehören schien und angeblich von einem Juden nach mündlicher Überlieferung nach einem Stimmenhang aufgezeichnet war. In neu-hochdeutscher Uebersetzung lautete der Vers nach Dr. Hermann Ploss:

Tode, schlaf, schlumm're! Los Weinen sagleich läuft'
Erima wehet trübtig dem Wolf, dem Wiegenden,
Schaf bis zum Morgen des Mannes Lieblingssöhnen!
Fürst stellt dem Kind Hörige läuf,
Hera bricht dem Kind Wümme, blaue, rothe,
Zantana sendet morgen fette Heme Länner,
Und der ein jung'ge Herr vielleicht bald harte Speere.

Der Anfang erregte in der Gelehrtenwelt allgemeines Aufsehen, besonders darum, weil neben anderen Götternamen auch die, von Tacitus als germanische Göttin geschilderte Tarisana oder Zarisana, die sonst nirgends genannt ist, darin angerufen wurde. Niemand nannte das Buch den wertvollsten Fund, der über Haupt je gemacht werden könnte, es traten indessen auch sehr bald Zweifler auf, die jene Echtheit in Frage zogen. Bröhmam widmete ihm eine ganze Broschüre, in welcher er seine Unrechtheit mit schlagen den Beweisen klarlegte. War es dann noch einmal unmöglich, dass in dem zu Anfang des zehnten Jahrhunderts schon ganz und gar christianisierten Deutschland eine Mutter das völlig heidnische Lied gesungen haben sollte, so fand der Forsther auf der anderen Seite verschiedene grobe Sprachehler. Die Namen der Götterinnen erwiesen sich als so dunkel und unpopulär, dass sie sich garnicht bis in jene Zeit hinein in solchen Freiheben im Volkslied erhalten haben könnten, außerdem aber weiß auch noch der Schatz einen Fehler auf, der von vornherein auf Vertraut diente. Kleine germanische Mutter hätte ihrem Kind gewünscht, dass der „einäugige Herr“, Wuodan, ihm harte Speere senden möge. Wenn Wuodan im Sinne heidnischen Glaubens „Speere sandte“, traten dieselben keine oder seiner Lieblinge Feinde und brachten Tod und Verderben. Der unbekannte Schreiber hatte also nicht einmal mehr Verständniß für die Bedeutung des obersten der Germanengötter.

Unzweifelhaft sehr alte und echte Volksdichtung hat man dagegen in all den Reimen und Sprüchen, die das Kind mit der lebenden Natur in Verbindung bringen, es vor allem als Kind des Jägers, Adlerbauers oder Hirten sich denken, so in dem alten „Gia popcia, was räschelt im Ziroh?“ in der anderen Variation: „Gia popcia, schlagt's Mistelchen tot,“ im „Mäh-Lämmchen,“ das in den Wald läuft und sich „am Steinchen das Beinhaben“, am „Sträuchelchen das Bäuchelchen“ tölt und in hundert anderen mehr.

Etwas jüngerer Kunst sind die Wiegenlieder mit religiösem Anstrich. Das fromme Mittelalter und spätere Jahrhunderte haben aus deren eine ganze

Meine beschreit. Nicht wenige davon haben ihren Ursprung in dem poestvollen Weihnachtsbrauch des „Kindeswiegens“, der wieder an urale heidnische Anschauungen, an die Göttheitlichkeit der Kindheit anknüpft.

In seinem christlichen Hause des Mittelalters schläft in den Tagen vor Weihnachten die „Krippe“. Am Dämmer der Adventnächte schlafen dann Jungen und Mädchen herbei, phantastisch verkleidet, als Engel mit weißen Gewändern und goldenen Kronen, oder in Lumpen gehüllt, als Maria und Joseph im Überdach stehend. Da hat dann wohl die Jungfrau:

Nich Joseph, lieber Joseph mein,
Hilf mir wegen mein Kindlein.

Aber nicht nur hier im Schluß der Weihnachtsszenen, auch an den Wegen der kleinen selbst erzähnte in jenen Tagen manch fröhlicher Schlummerlied. Dem ungeduldig weinenden Kind erzählte die Magd:

Ach wollt mich zur lieben Maria vermiehen,
Ich sollte ihr Kindlein helfen wegen,
Sie führt mich in ihr Mämmlein,
Da waren die lieben Engelstein,
Die singen alte Gloria,
Wolbst seist du Maria!

Der die Mutter sang:

Ta oben auf dem Berge,
Ta rauscht der Wind;
Ta sieht die Maria
Und wieget ihr Kind.
Ta wiegt es mit ihrer schneeweissen Hand,
Ta bringt dazu sein Wiegenband.

Die Engel treten in den ganz alten Wiegenliedern verhältnismäßig festen auf, ihre Zeit beginnt mehr mit dem letzten Jahrhundert. Ebenso schön wie prachtvoll klingt dagegen ein anderes älteres Schlaflied, das des Knaben Wunderhorn anführt, die Mutter spricht:

Hab' ich mein Kindlein
Schlafen gelegt,
Hab' ich's mir: Wölle,
Gott Vater' zugebettet:
Das wölle, Gott Vater,
Sohn, heiliger Geist,
Der mir mein Kindlein
Träumt und speist.
Ei, ei, eia, popeia

Und daneben all' der helle Singgang, der bald nekend, bald losend, von der Mutterliebe selbst erinnern, durch die Jahrhunderte klingt. Wann er erhöht, wie er sich weitererbt, Niemand weiß es, meiner hat ihn dem Anderen gelehrt, und doch kann ihn keiner. Großmutter sang ihm der Mutter schon, die Mutter singt ihm dem Enkelinde, es ist der echte Wiegenlied, jener Sang, dessen Melodie auch noch im Kreise nachklangt. Es ist unendlich viel gartes, unbeschreiblich Schönes in diesen regellosen, einfachen Reimen. Wie wehmütig klingt nicht das Lied, das „die Bettelfrau“ ihrem traurigen Kind singt:

Eia popeia popeie,
Unter Herrgottese wird dich bald hole;
Stommi er mit dem goldner Lüddie,
Leg dich hinunter in's Gräbde.
Lieber mich über dich,
Zimmer mit' nander in's Himmelreich!

Wie lieblich ist der kleine Stein, mit dem die Frauen im Dorf Fahrland auf der Insel Potsdam ihre steinen zur Ruhe betten:

Guten Abend, gute Nacht,
Mit Rosen bedacht,
Mit Rägeln (Fellen) bestickt,
Schlupf unter die Decke.
Morgen früh, wenn's Gott will,
Bist du wieder geweckt.

Wie niedlich klingt das Lied der Tirolerin:

Schlaf mi, ichlaf und schweige,
Ich lani dir a goldige Geige,
Ich lauf dir an goldenen Nibelbogen,
Schlaf mi, mei Bibl, s in Al's erlogen

Ganz originell erscheint ein Wiegentlied des Westen, das wenig bekannt ist. Es lautet:

Als ic nu ne Junfer was, was ic jo un,
So fin, es man ne gnädig Kröten mag fin
Da was ic so wacker, so fin als darto.
Du sit ic bi de Weigen mi singe: ei ei
Eia popeia, eia v. sei.

Wenn ic de Martin mir was to dann,
Dann kom ic up'n Abend mit dem Spinnrad nahn.
Dat sang sic, dat spaut sic vor Lust und Pleier,
Dann seggen de Jungen: Rist doch en wader Deern.
Nu sit ic bi de Weigen mi singe: ei ei
Eia popeia, eia popei.

Als ic nu ne Junfer, das was at mi pasz,
Da ging de Riele, mi geht die Brummbaß.
O, wär ic doch ewig ne Junfer blewen,
Un hadd mi nich up das Arlen begewen.
Nu sit ic bi de Weigen und singe: ei ei
Eia popeia, eia popei.

Es bleibt nur noch einen Stein, der dem Sinn nach dem obigen an die Seite gestellt werden kann, das märkische:

Hab' ich mir's nicht längst gedacht,
Sis ich an der Wiegen,
Hab' den Wedel in der Hand,
Wehr' dem Kind die Fliegen.
Wenn die Leut' fragieren gehn,
Muß ich an der Wiege stehn,
Muß da machen Kind und Kind,
Schlat, du kleiner Huberad.

Die Neuzeit hat uns der Wiegenlieder eine ganze Reihe geschenkt. Unsere Dichter und Komponisten haben einen Stolz darin gesetzt, in ihnen Kleinkunst deutscher Kunst zu schaffen, die Schlußmusterlieder Mozart's, Taubert's und vieler Anderer bilden die Bravourstücke unserer größten Sänger und Sängerinnen, das Entzücken aller Konzertbesucher, in die eigentliche Kinderstube aber haben sie nur spärlich Eingang gefunden. Hier herrscht noch immer der Volksreim, das Lied vom Schäfchen und dem Hütegänsechen, das Lied, mit dem schon vor Jahrhunderten die Germanin ihren Kindern in Schlummer sang. Möge es seine Herrscherstellung noch lange behalten.



Naßfertige Wollstoffe.

Von Arno Hirsh.

(Fortsetzung)

Als weiteres Mittel zum Waschen der Mohrware wird die sog. Wallerde gebraucht. Diese, auch kurzweg Letten oder Thon genannt, ist eine Erdeart von thoniger Beschaffenheit, deren Hauptbestandtheile Kieselerde, Thonerde und Wasser sind; Soda enthält dieselbe nur 5 Prozent. Aus dieser Zusammensetzung geht hervor, daß die Wirkung der Wallerde, der Waschmittel, kein rein chemischer sein kann, sondern vielmehr ein rein mechanischer, indem die Nureinigkeiten des Gewebes durch die Erdlöschung, welche zu diesem Zweck ziemlich konstistent sein muß, infolge der entstehenden Reibung ausgedrückt und nun von der Erde aufgesogen werden. Diese setzt aufsaugende Fähigkeit des Thones wird gewiß den Meisten bekannt sein; bestreicht man doch nicht selten in der Farbe empfindliche Stoffe mit einem Thonbrei und läßt denselben dann trocknen. Ist das Wasser verdunstet, so zieht der Thon das Feuer an sich und löst sich dann von selbst von dem Stoff ab. Freilich ist es in der Praxis eine bekannte Thatfrage, daß beim Waschen mit Wallerde ein Theil der feinen Haare weggeschoren wird, die Ware also im Gewicht leichter wird; wenn man trocken von dem Gebrauch derselben nicht abgeht, so ist das ein Beweis, daß die anderen Mittel nicht ebenso gute Wirkungen hervorzubringen vermögen; besonders Mineralöle, welche den anderen Mitteln ganz energisch trocken, lassen sich mit Wallerde entfernen.

Der diesem Waschen folgende oder nebenher gehende Wollprozeß ist eine, die ganze Struktur des Gewebes verändernde Operation. Man muß sich hier die Eigenschaften der hornigen Substanz und die Zusammensetzung des Einzelhaares aus vielen kleinen Trichtern in's Gedächtniß zurückrufen, da sonst die beim Waschen einiregenden Veränderungen kaum verständlich sind. Das Watten selbst ist ein Klopfen oder Kneten des Gewebes in der Wollflüssigkeit; dadurch, daß die letztere warm zur Verwendung kommt, wird die Formbarkeit der Hornsubstanz herbeigeführt und durch das Kneten oder Klopfen werden die einzelnen Trichterchen gegenüber geschoben, ineinander gepreßt, so daß sich

die Länge des Haars vermindert, durch Ausbreiten der oberen Trichterränder aber der Durchmesser dementsprechend gewinnt; das gewaltige Gewebe wird also hierbei an Länge und Breite vertreten und an Stärke zunehmen. Auf diese Weise hat man es ganz in der Hand, jedes beliebige Verhältniß zwischen Mohrware und Wollnach herzustellen, lediglich durch die rechtzeitige Unterbrechung des Wollprozesses.

Soviel sind wir jedoch noch nicht lange; erst durch die allmäßige Verbesserung der Wollmaschinen sind wir zu diesem Resultat gekommen, und lediglich dadurch ist die spätere Herstellung naßfertiger Ware möglich geworden. Bei der früheren Wallerde war es garnichts Seltenes, daß das Stück verworfen wurde, in Länge oder Breite zu viel eingelaufen war. Um nun eine Ware zu liefern, die den gestellten Ansprüchen in Länge und Breite genügte, mußte man zu Gewaltmittel greifen, das zu viel eingewalzte Stück wieder auf das bestimmte Maß ausziehen. Vor den Thoren der Tuchmacherstädte findet man heute noch häufig die zu diesem Zweck aufgestellten Mahnen: das sind in eingegrabenen Ständen ruhende, horizontale Balken mit nach oben und unten gerichteten Haken. An zwei solchen Balken wurde das gewalzte Waarenstück angehängt und dann durch Anwendung von Hebebänken die Entfernung zwischen denselben allmäßig vergrößert, diesem Zuge mußte natürlich das Gewebe folgen und that es auch, so lange die zulässigen Grenzen nicht überschritten wurden. Das Zeng wurde gerahmt, sagte man, und man setzte diese Arbeit manchmal so lange fort, bis man aus dem einen Stück zwei gemacht hatte, v. b. 500 das Gewebe mittan durchzog. Dann wußte man, daß man ein bisschen zu viel gerechnet hatte. Das Mahnen ist immer nur eine Manipulation, die zu dem aus gesprochenen Zweck ausgeführt wurde, den späteren Störer über die wirkliche Größe des Waarenstückes zu täuschen, denn der Fabrikant wußte ganz genau, daß das gerahmte Zeng beim Nachverden, also beim Krummen, auf das ursprüngliche Wollstück zusammen läuft. Heute, wo man überall naßfertige Waren verlangt, heißt es also für den Waller aufpassen, so und soviel soll die Ware einwalzen und nicht mehr, und da hilft ihm dann alles Mahnen nichts, es läuft ihm beim Naßfertigmachen doch wieder weg.

Ist die Ware fertig gewalzt, so wird sie durch Waschen von den Seifeinschlüssen befreit. Ist sie etwas zu hart geworden, so wird nicht selten auch hier Wallerde verwendet, um sie milde zu machen, den Filz anzulockern. Dieser Zweck wird durch die mechanische, reibende Wirkung der Erde erreicht; es läßt sich dieser Vorgang sehr gut erklären, wenn man sich die Wallerde als aus vielen, sehr kleinen Störrchen bestehend vorstellt, die auch noch teilweise in das Innere des Fadens einzudringen vermögen, und somit kleine Härchen, die beim Spinnen mit eingedreht sind, an die Oberfläche bringen, wodurch der Filz, der bekanntlich aus den Spindeln gesponnen ist, erheblich verdichtet wird.

Über das Färben der Ware ist nicht viel zu sagen. Je nachdem mineralische oder vegetabilische Farbstoffe verwendet werden, passirt die Ware ein oder mehrere Bäder. Wichtiger ist für die meisten Stoffe der Rauhprozeß, der den Zweck hat, das die Oberfläche deckende wilde Haar zu lösen und gleichzeitig den Filz zu lockern. Nach dem Rauhauen wird getrocknet, wobei die Ware mindestens so viel in Länge und Breite gerahmt werden muss, daß sie vollkommen glatt ist, da eventuelle Falten beim nachfolgenden Abscheren der groben Haare fahler werden würden. Nach dem Trocknen und Abscheren der gewalzten Stücke werden dieselben gründlich durchgefehlt, um vielleicht mangelhaft ausgefaltete Stücke durch Wiederholung einzelner Prozesse noch verbessern zu können. Richtig ausgefaltete Stücke werden fertig gewaschen und ausgeschlendert oder auf Böden hängend abtrocknen gelassen. Durch Umlängen wird die in den Ranten angesammelte Färbefähigkeit auf das ganze Stück gleichmäßig verteilt und das Stück in diesem Zustand dann abermals der Rauhmaschine vorgelegt. Schwere Winterstoffe werden zunächst links gerahmt; da diese Art Waren von bloßen Ranten der rechten Seite

8.

9.



Im Waisenhouse.

Nach dem Gemälde von Gottfried Kuehne in der Gemälde-Gallerie zu Dresden

nicht genügend weich werden, während doch gerade bei ihnen auf welchen Griff Werth gelegt wird, um je nach Erforderniss ein mehr oder weniger starkes Manthen der Linkssseite statthaben, was am besten vor dem Rechtsbrauen geschieht, da die Sticke dann schon etwas weich und nachgiebig werden, und sich infolgedessen etwa vorhandene Unebenheiten beim Rechtsbrauen leichter glätten und ausgleichen. Im Verhältniß zum ganzen Appreturprozeß bildet die Standard einen sehr wichtigen Theil; sie ist gewissermaßen das Grundelement. Nur an gut und korrekt ausgerauhter Ware kommen auch die übrigen Operationen der Appretur voll und ganz zur Geltung.

Der Zweck des Manthens ist, wie schon vorher angegeben, den durch das Walken auf der Oberfläche hervorgebrachten Filz zu lösen und schließlich die aus dem Filz herausgelösten Haare zu schälen und zu glätten. Je vorsichtiger und allmäßiger dies geschieht, desto dichter und voller wird der Haarbesatz. Zur Errettung des ersten Zwecks, das Lösen des Filzes, wird die Ware in verschiedenen Richtungen gerautzt, während zum Schälen der gelösten Filzhaare, wie man sich ausdrückt, zum Strichbrauen, die Behandlung stets nur nach einer Richtung erfolgt. Auf den Endeffekt sind hier ebenfalls wieder vielerlei Einflüsse von Einfluß. Zuerst kommen die Manthmittel, die Rädchen, in Betracht. Es sind das die holzig gewordenen und getrockneten Samenkapseln einer Distelfeige, der Marde, die hauptsächlich in Südfrankreich gezogen wird. Wir haben in Deutschland eine Pflanze, die man allenfalls zum Vergleich heranziehen könnte, nämlich die Klette; diese ist bekanntlich auch mit kleinen Widerhaken versehen, die sich an Kleidungsstückchen und besonders in den Haaren sehr festhängen. Die Marde ist jedoch etwas länglicher und erreicht eine Größe von 5–6 Centimeter. Die bei der Reife sich abbiegenden Spicen sind so hart und scharf, als wären es abgeogene Stahlnadeln. Zum Gebrauch werden diese Rädchen an einer Trommel befestigt, gegen die das Tuch sanft angebrückt wird. Bei der Drehung der Trommel und der Weiterbewegung des gewalkten Stoffes muss jedes Rädchen eine Furcha hervorbringen, welche durch die nachfolgenden Rädchen immer wieder gelöst und gescheitert wird, bis die ganze Oberfläche nur noch aus einzelnen, aus der Warenoberfläche hervorragenden Härchen besteht. Der Grad der Feuchtigkeit, in welchem sich die Ware während des Manthens befindet, spielt ebenfalls eine große Rolle. Zu nasse Stücke werden füllig, da die holzigen Rädchen durch

die Nässe sehr schnell schlaff werden und infolgedessen ungenügend arbeiten; eine ähnliche Wirkung wird bei zu trockener Ware hervorgerufen, indem hier die Haare, anstatt nur gelockert, ausgerissen werden. Dieselben Fehler können auch bei richtigem Feuchtigkeitsgrad durch die Anwendung unrichtiger Rädchen hervorgerufen werden. Der Anfang muss stets mit etwas abgemilderten Rädchen gemacht werden, und diese Rädchen mittlerer Schärfe, auch Treibrädchen genannt, sollen die Ware möglichst ausgiebig bearbeiten; erst dann darf man allmäßig zu ganz scharfen übergehen.

Auch die Zeit, durch welche der Manthprozeß fortgesetzt wird, ist nicht von geringer Bedeutung. Verfolgt man den Manthprozeß in den verschiedenen Städten, so kann man beobachten, daß der gleich in der ersten Zeit sich bildende, anfangs grob-wollige Stapel allmäßl. sich verfeinert. Hat derselbe jedoch den größtmöglichen Grad von Feinheit erreicht, was zu beurtheilen nur dem Praktiker möglich ist, so muss der Manthprozeß unbedingt unterbrochen werden. Sagt man denselben dann noch weiter fort, so wird der Stapel nach und nach wieder grob-wolliger, und die Ware wird dann fadenscheinig. So viel von den glatten Stoffen. Die gemusterten Überzieherstoffe, welche ein schafpelzähnliches Aussehen haben (Plouconé), erfordern noch besondere Behandlungsweisen, da bei ihnen nur einzelne, auf das eigentliche Grundgewebe erhaben gelagerte Schußfäden zerrauht werden, deren einzelne Fäden später durch Stoßen oder ähnliche Manipulationen zu Gruppen, Büscheln oder Locken zusammengetrieben werden. Diese Waren sind in den letzten Jahren nicht mehr besonders gepflegt worden, da durch die hohe Wolldecke erfüllt der Preis stark steigen muß, und dann die Stoffe durch Reiben von Staub und anderer Unreinigkeiten sehr stark im Ansehen beeinträchtigt werden. Auch die als Crat auf den Markt gebrachten Kurts (spr. Mörts) und Wallstrimmer erfreuen sich keiner besonderen Beliebtheit mehr; man zieht im Allgemeinen glatte Stoffe vor.

Ein weiterer Faktor, der auf die Handhabung der Mantherei bestimmd einwirkt, ist die Rücksicht auf die Haltbarkeit der Ware. Es ist klar, daß durch scharses Manthen ein feinfädiges Gewebe sehr leiden muß, indem den einzelnen Fäden ihr ursprünglicher Zusammenhang genommen wird. Diese Rücksicht mit den Ansprüchen an Eleganz in Aussehen und Gefühl der Ware in Einklang zu bringen, ist oft keine so leichte Aufgabe.

Mehrfaßt muss das Manthen, ehe das Stück d. gewünschten Effekts zeigt, noch durch andere Behandlungen unterbrochen werden. Für Strichware d. h. solchen, bei denen die Wollhärtchen alle in einer Richtung liegen, so daß man durch Streichen gegenüber die Härte in Ordnung bringt, ist die Scheeren und Delatiren in verschiedener Auseinandersetzung anzuwenden. Das Scheeren, welches den Zweck hat, alte Haarenden gleichmäßig lang abzuschneiden, wird mit rotirenden Messern, sogenannten Schnitzmesserzeugen, ausgeführt. Außer den Messern, welche wie alle übrigen Schnitzzunge, in Glüte und Hälfte sehr stark variieren können, und infolgedessen in ihrer Wirkungsweise auch dementsprechend sind, kommt bei diesem Prozeß die Eigenschaften des Wollhaars ganz besonders zum Ausdruck. Von der Widerstandsfähigkeit des Haars hängt die Meinheit des Schnittes bei der Schur ab. Bei einem richtigen Ausschlag eines solchen Stükks ist selbst bei starker Vergrößerung auch nicht ein einziges Härchen zu finden, das über die Oberfläche hervorsteht, während bei Vorhandensein scharfer Fasern diese länger bleibend, die Ware „spitzig“ machen. Es ist das auch ganz natürlich ein weiches, nicht widerstandsfähiges Haar, wenn erst ein ganzes Stück vor dem Messer ans, legt sich schräg auf die Fläche und wird schließlich dort, wo in derselben Linie abgeschnitten, wie das fröhlig so muß das erstere infolgedessen nachher länger leben. Die Ursachen einer größeren oder minderen Widerstandsfähigkeit können in der Qualität der Wolle bedingt sein; man kann indessen auch garnicht feststellen beobachten, wie eine nad dichte Wolle durch Behandlung in der Farbe diese Eigenschaft mehr oder weniger verliert. So sieht z. B. ein weicher oder auf Stipe, d. h. faltigförbtes Material besser vor dem Schnitt, als ein Haar der Reihe Gattung, das im Steifel gesotten und gefärbt wurde. Aber auch Fett- und Seifenflocken sind für den Scheerprozeß ganz gefährliche Feinde; genau so, wie unser Stoff- und Barthair durch Fett weich und gefügig gemacht wird, muß auch das Wollhaar, doch chemisch aus fast denselben Substanzen bestehend, nach dieser Richtung beeinflußt werden, denn Scheerzylinder gegenüber seine Widerstandsfähigkeit einzubringen. Ist dieser Zustand ein überall gleichmäßiger, so wird die Ware trotzdem noch eine saubere Oberfläche bekommen. Leider ist dies meist nicht der Fall, diese Fett- und Seifenflockenbleiben im Haar und Gefüge der Ware in Einklang zu bringen, ist oft eine leichte Aufgabe.

(Schluß folgt.)

Schlimme Flitterwochen.

Novelle von Helene Höslau.

Erstes Kapitel.

Im Rattenest.

Tenseit des Bremers, da, wo es mit Gewalt in den Süden hinabgeht, wo der Eisak seine Sprünge allmäßl. etwas mäßigt, liegt ein Stück Erde, das ich jedem Guten gönnen. Schade, daß es die geehrten und jovialen Herren, die Reisebeschreibungen liefern, so bestreitet haben mit Ausdrücken, die einen einfachen Menschen im Verzweiflung bringen können, Ausdrücke wie: „Südl. sonnige Gelände, lachende Kluren, hebre Wölter, liebliche Weinberge, jelige Gefilde, strahlende Lichtküsse“; und mehr noch: „Hochgenuß, feierlicher Morgengang, vom entzückten Schauen erfüllt, strahlend blau der Himmel — iippiger Schmelz, höher schlug das Herz.“ Derlei Ausdrücke, die Manchem verlockend und sehr angenehm klingen, fallen Anderen aber auf die Nerven.

Doch eine Gegend, von der solch' ausgezeichnete Leute in solch' ausgezeichneten Ausdrücken sich ergehen, muß nicht übel sein, und sie ist es auch nicht.

Ich fahre also ganz einfach fort und sage:

Mitten in diesen schönen Dingen liegt ein graues Steinnest, ein Städtchen — nein, eine Gasse. Ich glaube, eine Gasse ist noch das Richtigste, angelehnt an eine riesige, starre Felswand, mit einem uralteten Bauwerk auf ihrer Höhe, das aus einem

Götzentempel im Laufe der Jahrhunderte sich zu einem Nonnenkloster umgewandelt hat.

Und an diese Felswand ist die Gasse durch den hüpfenden, springenden Fischt, der hier mit Kulturböschungen und Steinen spielt, eng angedrängt.

Er hat an dieser Stelle schon weit über tausend Jahre das Vergnügen gehabt, leise Tag und Nacht mit Scheren zu spielen, denn das Nest steht seit unvorstellbarer Zeit, und das Hausgesinde hat eben so lange und von jeher, wie auch heute noch, das, was merkwürdiger Weise aus den Händen schlüpft und zerbrach, vor der Hausfrau verborgen. Und hier halten sie einen so bequemen Burschen in nächster Nähe, der Alles, was sie ihm zuwarf, in seine Tasche steckte, um unschuldig damit zu klempern.

Der enge Raum zwischen den Steinen der alten grauen Häuser war seiner Zeit ein viel betretener und befahrener Weg, die alte Bremerstraße nämlich, die hier eine Strecke lang als städtisch gepflasterte Gasse sich gefällt, über deren runde und spitze Steine Jahrhunderte lang Alles gezogen ist, was von jenseits und von diesseits über den Bremer wollte. Kriegszüge und vollgepackte Frachtwagen, Meistertüchern und armen Teufel, berühmte und unberühmte Leute, fahrendes Volk und Fürstlichkeiten mit ihrem Hofstaat, Bärenführer und Stameeltreiber, einmal sogar ein Elefant, kurz Alles und Jedes, was hier von Süden nach Norden oder umgekehrt von Norden nach Süden

wollte, also ein mächtiger, ununterbrochener Verkehr auf den Landstreichen wie das Blut in den Adern rollte, bis endlich diese manhaftsamen Blutwellen und Ströme, die das Leben von Land zu Land tragen, andere Wege nahmen.

Zest ist es auf der Bremerstraße still geworden. Auf der kurzen Strecke, die sich zwischen den alten Häusern hinwindet, trägt sie noch Leben; das Leben, wie sich in einem Landstädtchen zu bewegen pflegte und zwar in einem Landstädtchen mit zwei Türen oder Gott weiß wie viel mehr noch stützen Wirthshäusern in der engen Gasse, die in langen Arme geschmiechte und gemalte, halbverrostete Schilder weit sich strecken und nur hier und da einen brauen Bürgermann anlocken, der sein Schöppchen Landwein beschaffen trinken will.

Sonnags und Markttags kehrt allenfalls ein Bäuerlein ein.

Die alte lustige, einträgliche Zeit ist für die Häuser aber endgültig vergangen. Nur in einem einzigen jener uralten Fremdenherbergen geht es noch lebendig wie in einem Bienenstock zu, und zwar Frühling, Sommer und Herbst.

Lange Zeit hindurch war das Haus eine Unternehmung für Maler, die an dem alten Rattenest das in jener unheimlich viel befummelten und geschilderten Gegend wie ein tiegrauer Schatten liegen sich wahrhaft festgesogen hatten. Schließlich wird

von allerlei Herrlichkeiten des Mattenestes jodch' ein Aufhebens gemacht, es wurden so bedeutlich viel feiner sonderbar gefühlsüber schwenglichen Ausdrücke in die Welt getragen, daß es zu Zeiten in dem alten Städtchen von Fremden wieder wimmelt, und zwar von Fremden, die nicht nur durchziehen, sondern in jenem alten Gasthaus einkehren, wohlang bleiben und dem Wirth ein gutes Stück Geld einbringen.

Und es ist in der That ein Wirthshaus, einzich in seiner Art, altersgrau, wie aus einer Sage aufgestiegen.

Jeder, der zum ersten Male mit dem Abendzug von Süden oder Norden kommt und die abgetretene Treppe, die durch einen duniten Schacht führt, in den großen, hohen Raum tritt, steht zum Gaudium der Alteingesessenen im ersten Augenblick wie verblüfft — überraschende Farben, Formen und Lichter.

Es ist ganz etwas Anderes, als was wir in unseren Tagen von einem Gasthause erwarten. Ein alter Raum, um welchen sich steinerne Galerien um schweren Brüstungen ziehen, ein ungeheuer Bogen, der das Ganze überspannt, Erker und Gaten und Rischen, Alles so schwer und steinern, so dämmrhaft und altersgrau, eine hohe, wunderliche Lichtbanne, an den Wänden Farben von eigentlichlicher Tiefe, ein riesiges Spinnennetz, aus Stricken geknüpft, von Gallerie zu Gallerie gehpannt. Die hohe getäfelte Decke schwarzbraun; ein düsteres Kreuzifix an der Wand, und rings bunt Alterlei, Scherzgegenstände von münsterhand, alterlertei, was von lustigen Abenden zeugt und sich flitterhaft von den greisenhaften Wänden abhebt.

Die Alteingesessenen haben das Unheimlichste und Schame, das Entdecken und Aufstöbern von ihnen längst bekannten Herrlichkeiten außerordentlich oft mit angesehen. Es langweilt sie, Manche macht es geradezu nervös. Alten ist es mit der Zeit „zu dumm“ geworden, und sie sind daher sehr geneigt, den Aufbauung einer freuen Kritik zu unterwerfen.

An einem Herbstaabend sitzt eine solche eingessene Gästegeellschaft, die Tags über im hellen Sonnenchein, unter goldfarbenen Gelbstanzen, jeder auf seine Art number gestreift war, bei einander. Sie trinken den rothen Zwölfer, das heißt den Zwölf frenzerwein.

Ein langgerezter, junger Mann in gemsternen Kniehosen und einer unsonderlichen Lodenjoppe singt, jodelt und klappert dazu auf der Gitarre. Sein Gesicht ist scharf geschnitten, gutmütig im Ausdruck, ein Kraftmensch. Wenn er nicht gerade in den höchsten Rechtlinien jodelt, hängt ihm ununterbrochen eine kurze Tabakspfeife in der linken Mundseite und zieht ihm diese hinab. Unbedingt ist er ein besonders geräuschvoller Mensch. Seine Stimme ist riesig, sein Bodler ist wunderlich hinterub. Er verschl zu tröhnen, zu gackern, und es vergeht keine Wiertelstunde, in der nicht aus der mächtigen, jungen Brust ungeheure Töne aller Art hervor dröhnen, die Könige der Gesellschaft mit ungeheucheltem Wohlwollen über sich ergehen lassen, weil sie Verständniß für den selbenfesten, mit unverwüstlichen Loden überzogenen Niesen und seine gutmütige Kraft haben. Andere wieder sind empört und schimpfen.

Dort an der Tischcke unterhalten sich vier Leute, eine etwas blaustrümpfige, lange Dame, deren Gemahl und zwei Männer, über alle Diesen und Weisheiten. Sie sind eben dabei, die Welt einmal gründlich aus den Augeln zu heben und wieder frisch einzusezen. Sie haben sich seit Wochen, wie die Maden in einem Stäfe, in allerlei Gesprächsthemen mit einander eingefressen. Jeder von ihnen hat natürlicher Weise von jedem Dinge seine eigene Meinung; Steiner hört auf den Anderen und wartet nur, bis der Andere endlich ausgesprochen hat, um mit der einzige rechten Meinung wieder einzuspringen. Sie sind von einem unergründlichen Eifer besetzt. Die vier sind der Neger aller ihrer Nachbarn. Wenn sie Tag für Tag und Stunde für Stunde sich damit unterhalten hätten, sich einander die trivialsten Wize zu erzählen, würde ihr Platz an der Tafel ein Ehrenplatz sein. Sie würden ein Publikum und Zuhörer die Hülle und Fülle haben, so aber haben sich diese sonderbaren Heitigen zu allem Möglichen versliegen.

Die vier Tapferen erhingen sich unmöglich Weise. „Ich weiß mir nichts Blödsinnigeres!“ brummte ein kleiner, dicker Regierungsraath, der seit Jahren, ungefört von philosophischen Tischgesprächen, seinen Urlaub hier verbracht hatte, und schlägt mit seiner Serviette riesig geschickt Allegen tot, die, herbstlich ernattet, sich in seher Nähe auf den mit welchem Wachstuch überzogenen Tisch niederstießen.

„Ich enthalte mich des Tödten lebender Wesen,“ wendet sich einer der Philosophen scherzend an ihn; denn selbst Buddhisten verstehen zu scherzen.

Aber der kleine Regierungsraath war nun einmal aufgebracht und hatte nur ein nicht gerade höfliches Schlitztzen zur Erwidernung und einen zornigen Serviettenstschlag, mit dem er einer Allege geschickt den Warans machte.

Der philosophische Eiser der vier tapferen Seele berührte ihn widerwärtig. Er spießte leidenschaftlich gern Stat, und ein Partner stieß mit in den philosophischen Sumpf.

Ein Anderer, wieder ein Statmann, unterhält sich vorzüglich mit einer hübschen Jüdin.

Der kleine Regierungsraath schießt zornige Blicke auch auf diesen Sünder und schlägt wieder unerbittlich nach Allegen.

„Was thun Sie da!“ sagte die hübsche Jüdin. „E, pfui!“

Ein vernichtender Zug aus den Augen des Allegenbüters, der zugleich entzerrter Anderhasser ist. Er schlägt erneut, trifft wieder eine Allege, und plattgedrückt liegt sie auf dem Tischtuch.

„Aber das ist nicht angenehm,“ sagt eine weisshaarige, vornehme, elegante Dame, die neben der Jüdin sitzt, zu ihrem Mann gewendet, der ein Pole ist, übrigens seit Jahr und Tag Münchener Maler.

„E Herrhaft,“ erwidert er gleichmütig und beruhigend.

Ein edler Münchener Ausruh, den er ammeltin hat und häufig gebraucht, so häufig, wie seine lebhafte, weisshaarige Frau sich altert, und sie altert sich über die verschiedenen Dinge. Aber nicht nur sie altert sich neu, es altert sich eigentlich jeder Einzelne von der Geiellhaft. Und über was? Jeder über den Anderen, oder zur Abwechselung einer über Alle oder Alle über Einen, oder etlichen weise Trupp gegen Trupp. Und weshalb? Ist ein besonderer Grund vorhanden? Bewahre! Es geht zu wie überall, wo Menschen unter einander sind.

So etwa: Ein Freuder tritt ein und wirkt, wie jeder Mensch fait, im ersten Augenblick eindrückend, grotesk unangenehm. Es ist ein häßliches Geschlecht, entartet, verkümmert, alterlei ist gewachsen, was nicht wachsen soll, und anderes wieder ist ausgeblieben, was vorhanden sein sollte, manches ist abgefallen, abgefaßt — kurzum, er ist verkümmert, wie Alle verkümmert sind. — Er tritt also ein. Der Schreck ist auf den ersten Augenblick gegenseitig.

Voll gewöhnt man sich auch gegenseitig an den Ausblick. Man sieht sich gegenüber. Man hat sich mit den Augen grobstückig wahrgenommen. Der Angekommene thut den Mund auf, und das berührt wieder fremd, und fremd ist feindlich. Man mustert ihn, er mustert wieder, der erste Augenblick ist oft entscheidend. Ist er ein Durchschnittsmensch, Einer, der zu den Massen gehört, hat er Amt und Stellung, und versteht er gut ein Dutzend Anekdoten vorzutragen, wohl ihm, so wird er von der Masse als einer der Abreign aufgenommen. Gehört er zu den Wenigen, den Einzamen, hat er nicht Seinesgleichen in nächster Nähe grenzenloses Misstrauen; aber auch die Massenmenschen misstrauen einander. Wer etwas sagt, dem wird etwas untergelegt. Steiner fasst den Anderen auf, wie der Andere ist, sondern so, wie er sich ihm einbildet. Alles Reden ist unkonst. Steiner wird wüßlich gehört. Es scheint nur so. Sie finden Einen lächerlich, weil sie ihm selbst etwas Lächerliches unterleben. Und sie schieben seitens, selten etwas Gutes unter immer das, wovon sie sich selbst möglichst frei glauben. Der Eine steht immer über dem Anderen, überhaupt ihm immer, untheilst immer.

Tritt ein Weib ein, so heißt es: Alt oder jung? Prüfend schauen die Männer: Jung? Gut. Ist sie

nicht mehr jung, so ist sie überhaupt nicht vorhanden. Sie ist Lust. Sie nähert sich, man sieht sie nicht. Sie redet, man hört sie nicht. Sie ist nutlos, etwas Unerfreuliches. Und wohl ihr, wenn man sie bemerkt, und wehe ihr, wenn man sie bemerkt.

Da sitzt im urtiefen Gasthof, ein paar Männer gegenüber, ein ältliches Fräulein, das Haar geschmackvoll und mühelos frisiert, zierlich geklebet, Bracelets um die feinen Handgelenke. Sie möchte liebenswürdig sein, sie möchte nett sein. Sie trinkt den Thee mit ausgestreckten kleinen Fingern. Sie möchte etwas recht Hübsches sagen, damit man freundlich mit ihr ist. Sie sagt etwas und es fällt zu zierlich aus. Der, den sie angeredet hat, ist empört. Er ist gezwungen, ihr zu antworten. Er thut es widerstreitend, er verurtheilt sie erbarmungslos — er wendet sich zu seinem Nachbar und sagt von dem kleinen, armeligen Weibe, das in seiner Einsamkeit die Hand gezeigt ausstreckt, um mit ihm anzubinden, etwas für sie Tödtliches. Er hat mit dem rohesten, leichtfertigsten Burschen mehr Mitgefühl, mehr Nachsicht, als mit der armen Kreatur. Sie ist vogelfrei erklär. Einer sagt's dem Anderen. Sie braucht den Mund nur aufzutun, und sie ist blamiert. Sie haben sie die „Affektionsmaschine“ getanzt. — Sie ist ganz wehrlos, ganz hilflos, und sie meint es gut.

Die Philosophen sind zu vier. Die sind schon etwas unter sich. — Aber wehe dem Glanzeln.

Drei alte Jungfern sitzen da, die haben das Verbrechen begangen, taktloser Weise zu Dritt zu reisen. Sie amüsieren sich unter einander ganz leidlich.

„Meizlose Weiber und gar zu Dritt!“

„Schönlich!“

Wehe ihnen, wenn sie sich eines Dinges schuldig machen, das dem Anderen als Thorheit erscheint. Ihre unerbittlichen Richter lauern schon.

Der lezte Zug, der Arende bringt, ist der um zehn Uhr dreißig.

Der kleine, mißvergnügte Regierungsraath, der sich augenscheinlich langweilte, zog langsam die Uhr. „Treiviert auf Eß!“ damit wendete er sich zu dem hübschen Mädchen, der Tochter des Hauses, die eben ein Wirtel Rothwein vor ihn hinsegte, „da hat sich Gott Loh diesmal mir gefangen.“

„A—a ber,“ sagte die kleine halb vertegen und zugleich die Würde des Hauses während, „es kann noch eyves kommen.“

Zu demselben Augenblicke öffnet sich die Glasschlür.

„Wenn eins den Teufel nennt und so weiter,“ brummte der kleine Regierungsraath und hatte gerade wieder eine mißlückliche Allege in Sicht.

„A—a ber, Herr Regierungsraath“ — die kleine war schon halbwegs den Gästen entgegen.

Eine Dame und ein Herr.

„Was Neines,“ meint ein ungeschickter, etwas tropfiger Herr und stemmt sein Augenglas auf die Nase.

„Der ist schon ma' dogewesen,“ wendet er sich zu seiner Nachbarin, „damals ohne Frau oder was. Vor ein paar Jahren, aber nur kurz. Ich erkenne ihn, und da machte er immer so tiefe Falten in der Stirn, fingert. Ich weiß nicht er muß schlechter Name gewesen sein.“

Der Allegenbüter rief: „Donnerwetter! Fräulein Wawi!“

Die Kleine kam.

„Das ist ja wie sagten Sie doch damals so schön? — Wnatter, drausen sitzt Einer, der red' ganz nicht.“

„A—a ber, Herr Regierungsraath,“ erwiderte die kleine wieder verlegen.

„Gingeschrieben hat er sich auch nicht, wie?“

„Ich weiß wirklich nicht.“ Sie stand etwas ungeduldig Nede.

„Fräulein Wawi!“ brüllte der Bodler, „Krantzfabel noch einmal, soll ich verdurchn?“

„Fräulein Wawi! Fräulein Wawi!“ Er schrie, als stieß er am Spieß.

„Herr Gott, noch einmal!“ stieß der Regierungsraath hervor. — „Da, und jetzt zeigt er ihr den Saal

natürlich, die alte Loret.“

Der Wirth kam aus der Kinderstube herans und sagte: „Welt, wie haben an alte Hütten?“ Das war sein Spruch.

Das Paar hielt sich im dümmlichen Hintergrunde des Saales auf. Sie standen jetzt neben dem Kanzler, vor welchem ein kleines, rothes Lämpchen brannte.

„**O Herrhaft!**“ sagte der vornehme Pole, „**Masse!**“ Er hatte die Freuden gemustert.

Die anwesenden Damen betrachteten die Neugeloumenen mit dem elegantmästischen Auge, mit dem Weiber Augenschein zu betrachten pflegen.

Die Gespräche waren unterbrochen, und eine gewisse Stille trat im Saale ein. Eine alte Dame, die mit ihrer Tochter an der anderen Tafel etwas arbeits fah, rückte mit einem Male ihren Stuhl zu der ihr Kindersitzenden.

Die alte Dame flüsterte, die Angeredete schaute groß auf.

„Ja, gewiss,“ bestätigte die alte Dame, „ich kann es Sie verstehen, gnädige Frau. Ich kenne sie genau von Ansehen, da ist gar kein Zweifel.“

Ihr erster Gatte ist in der guten Gesellschaft ein hoch angesehener Mann — ungehener reich. Ganz Berlin war voll von der Geschichte. Uns hat der Mann damals so leid gehabt, und wie gefragt, ein Prachtmensch und so hoch angesehen. Jetzt scheint sie aber den betreffenden Zweiten geheirathet zu haben. Wissen Sie, eine ganz unbedeutende Persönlichkeit er ist nichts und hat nichts und kann nichts und ist noch dazu sonderbar.“

„Wir haben nämlich Bilder von ihm in der Ausstellung gesehen,“ warf die Tochter dazwischen.

„Was ist denn das? Das ist ja eigentlich,“ sagte die alte Dame zögern; „wann haben Sie denn geheirathet? Davon haben wir ja garnicht erfahren? Wie's auch sein mag, hoffentlich bleiben Sie wenigstens nicht hier. Meine Tochter und ich würden uns jedenfalls gänzlich zurückziehen. In solchen Fällen habe ich immer die größte Vorsicht beobachtet.“

„Natürlich,“ sagte die andere Dame. „Wie heißt der, wie es doch scheint — zweite Gatte?“

Die alte Dame sagte gedehnt, als wäre ihr die ganze Sache unendlich gleichgültig: „Göpper oder Röpper — oder Köppert, so etwas.“ Als der Standal eklatirte, sprach man in der guten Gesellschaft natürlich alterlei. Da hieß es, daß es seinerseits durchaus nicht die erste Affaire sei. „Ainden Sie ihn hübsch?“ Die alte Dame zog ihr langgestieltes Vorgrau und riechle es ziemlich imperit auf ihm.

„Nein, hübsch ganz und gar nicht. Daß möchte ich sagen bärnerisch oder . . . Mein Geschmack wäre er nicht. . . . Merkwürdig, daß solche Männer . . .“

„Gott im Himmel,“ meinte die andere Dame, „was gibt es für Leute“

Sie schaute mit tugend sicherem, aber etwas neugierigen Blick auf das Paar, das sich eben zu trug.

(Fortsetzung folgt)

Feuilleton.

Lah droh'n, was will?

Gieß doch den Wettersturm am Himmel!
Gieß doch die Wölken um die Höh'n!
Doch aber sag': das geht vorüber,
Und auf den Abend wird es schön!

Gebt mich nur frei und laßt mich's wagen,
Ein Bischen auch mir selbst zu trau'n!
Was kommt es dann, aljtungserängstlich
Nach jedem Nebel auszuschau'n!?

Nur frei sein muß ich! frei! und . . . ehe
Der Sonn zum Sieg in mir erlahmt
Und was ich Großes möchte, elend
Im Alltagströdel sich verkrümmt!

Noch trägt zu stolzbetrüngten Bielen
Ein jauchzend Hoffen mich empor . . .
Und bis zu Ende sei gehalten,
Was meiner Jugend ich beschwor!

Und größter rings auch tausend Wetter
Und droht' es noch so von den Höh'n . . .
Lah droh'n, was will! es geht vorüber
Und auf den Abend wird es schön!

Cäsar Haftschl.

Im Waisenhaus. Es ist Mittagszeit, in der Stube versammeln sich die kleinen Bewohner des Hauses, um ihre Mahlzeit in Empfang zu nehmen. Ein hoher ungemeinlicher Mann ist die Mutter des Waisenhauses, und an seiner Panart, den vielen Röpfeln und der in Spießbogen gebündelten Zelle erkenn' man, daß das Haus wohl schon vor langer Zeit erbaut worden und einmal anderen Zwecken gedient habe, als sindest eine Wohnung zu sein. Ein altes Kloster mag es gewesen sein, das lange schon leer gestanden, bis es der Stadt die günstige Gelegenheit zu bieten schien, wohlfest zu einem Hort für die Kinder, die ihrer Sorge anheimfielen, zu kommen. Auf die Waisenversorgung ist hier Alles berechnet, groß und ungeüge sind die Tische und Schränke wie die Suppenküche und Boulche und die Schöpferäthe im Gewölbe an der Wand. Und aus der einen großen Schüssel werden alle die kleinen Räpfe gefüllt, in denen sich die Kinder ihr einfaches Mahl holen. In der riesigen Stube waltet eine gar kleine jugendliche Stöcklin, in ihrer Haube und weißen Schürze wie eine kleine Haussmitter anzusehen, und doch so bleich im Gesicht und von so schwächlichen Geist, daß sie den schweren Amt faum ohne Schaden für ihre gesunde Entwicklung gewachsen sein dürfte. Zu einer ordentlichen Stöcklin mag man die Mittel nicht bezwungen, so müssen die älteren Mädchen selbst unter Aufsicht einer alten Frau den Dienst verrichten . . . Durch das große Fenster fällt warmes Sonnenlicht und verbreitet sich durch den Raum, und die leuchtenden Farben, die blühenden Geräthe und die blanken Stoffe gestalten dem Maler Gotthard müh' ein köstliches Farbenbild.

Der neue Orden, der aus dem Dahomey weicht kommt und sich in Togo an der ostafrikanischen Küste entlang über Klein-Popo und Louta und weiter bis zur

„Aus den Lang- und Wandervahren des Lebens.“

Berantwortlicher Redakteur: Oscar Kühl in Charlottenburg. Druck und Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co. in Hamburg.

Stille Vague nach Westen, nach Norden über das Zigegebiet verbreitet hat, wird in dem Buche Heinrich Löffel's „Togo“ (Berlin, Dietrich Steiner) in folgender Weise gekennzeichnet: Es handelt sich um einen verbrecherischen Geheimbund unter Negroen. Neue bedeutet etwa „Schauheitsgegen“; es soll damit gesagt werden, daß der neue Orden einem stinklichen lockenden Graben gleiche. Er stultet auf mehrere Gottheiten, die ihre bestimmten Amtionen haben, die sich jedoch alle in der Neue-Gottheit vereinigen. Eine dieser Gottheiten ist Xebatio oder Kurz Zor, der Bliggott, der die Witze in Gestalt von runden oder eisförmigen Steinen auf die Erde schleudert. Diese So-Steine sollen die bösen Menschen tödten; es sind wahrscheinlich prähistorische Steine, die früher bei irgend einem Gewerbe benutzt worden sind, sie haben meist eine runde Form. Außer dem Bliggott werden, da der Orden von der Mutter ausgegangen ist, auch Gottheiten verehrt, die über die Thierwelt des Meeres herrschen. Die Priester, die den Gelehrten der gewöhnlichen Sterblichen mit dem Newegott vermittelten, besaßen eine außergewöhnliche Macht. Ihnen allen ist ein Oberpriester überordnet; er gebietet auch über die Geheimmitglieder, die Hundee oder Spione, die die Verbündeten und Verräther der Gemeinde aufzuzeigen und neue Mitglieder anzuwerben. Er muß geloben, nie etwas von dem Stützpunkt an Nichtmitgliedern zu verrathen, da er sonst von Neue getötet wird. Außerdem wird das neu eintretende Mitglied in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht. Eine ganze Reihe von Zeremonien mit Gebräuchen, die die verschiedenen Gottheiten darstellen sollen, wird mit ihm vorgenommen, um ihn von dem Berath abzuscheiden. Zum Schlus wird ein ganz tolles Experiment mit dem Newegott gemacht, das ihn noch mehr einschreckt soll. Es werden ihm die Augen verbunden, man streut ihm dann Pulver auf das Auge und zündet es plötzlich an, wobei ihm der Pfister prust, daß ihn Neue auf diese Weise tödten würde, falls er sich das Gebräuch an dem Orden schuldig mache. Nach diesen Zeremonien wird dem Neuling eine Salabasse mit geweihtem Wasser gereicht, die er austrinken muß; dadurch steht der Gott Neue in ihm ein. Außerdem erhält das neue Mitglied seinen neuen Namen. Der alte Name desselben darf nicht mehr genannt werden. Er wird nun mit den Pflanzen und Gebeten des Ordens bekannt gemacht, er muß sich des Genusses einiger Süße, des Schweinefleisches, einer bestimmten Krebsart, gewisser Gemüse und des abscheulichen Regenwassers ernähren. Er darf bei Todesstrafe keine Steine auf dem Kopfe tragen, da Neue in der Gestalt eines Steines gebadet wird. Er muß Mitglieder des Ordens in jeder Weise unterstützen und jeden Anschlag gegen den Orden von Mitgliedern oder Freunden sofort dem Oberpriester melden.

Das zügellose Leben und der freie Verkehr zwischen den Newewählern und Newewomanen lohnt alljährlich viele zum Eintritt in den Orden. Keiner ist dieser eine Freistätte für Mörder, die die Blutrache fürchten, eine Zuflucht für bedrangte Schuldnier, sowie für Frauen, die mit ihrem Manne in Unfrieden leben. Häufig suchen die Newewänner oder Männer Streit mit einem Uingeübten

anzufangen, und dieser tritt dann aus Angst vor Strafe mit dem langwierigen Prozeß, der ihm von Priestern gemacht wird, in den Orden ein. Wenn werden sogar Mädchen mit Gewalt von den Neuwähnern in das Kloster gejleppt und dort von Männern und Verwandten versteckt, die dafür, daß der Orden stand in keinen Schutz genommen und hierbei führt habe, noch bejondere Vierigkeiten bringen. Das Blut eines weissen Kindes wird jedermann auf den Kopf des Mädchens gegossen, das dann in den Orden aufgenommen ist. Die Aufnahme ist eben so lang durch ein Zeil bei Trommelblag und Tanz feiert. Zehn Monate dauert die Lehre, deren Endigung wieder mit einem großen Fest gefeiert wird, dessen Kosten die Verwandten zu tragen haben. Männlein, die sich hartnäckig weigern, in den Orden einzutreten, sollen von den Mitgliedern getötet werden, und es kommt dann, daß Neue sie getötet habe.

Wird ein Neue-Mitglied von einem Unheil bejimpft oder bei seinem alten Namen gerufen, so dies ein neues Mittel, Geld zu erpressen. Das Blut „vermischt“, läuft wie beissen immer mit zerstäubtem Feind, der die ganze Habe, und nur durch Geldstrafe und Geißeln bis zu einem Betrage von 210 Mark kann dieser durch den Oberpriester von seinem Peiniger befreit werden. Der Verwöhnte soll sich, nach dies nicht geächtet, in einen Leoparden verwandeln. Er soll die ganze Zeit hindurch im Busch, ohne Bett und Trunk, leben, wird in Wildheit über von den Stumpfpannen heimlich reichlich genährt und schlält in den Hütten. Ist die Sünde geahnt, so wird der Verwöhnte von einem vorher verabredeten Platz eingeholt; nachdem er mit rotem Thon bestäubt und ein hässlicher Schmar ihm angebunden ist, wodurch die beständige Verwandlung in einen Leoparden ange deutet wird. Unter Trommelblag und Geißeln wird er dann eingeholt, gereckt und in neue Fächer gefüllt, ein großes Zeil bejählt; diese Komödie. Es gibt verschiedene Arten der Wilderung, und das Einholen der Verfehlten wird mit einem den Verhältnissen angepaßten und vorbereiteten Wunder verbunden, damit im Palte Blaube an den großen Newegott getötet werde. Zugleich die Macht, Todte aufzuerwecken, soll der Gott hemmen und es werden entsprechende Vorstellungen geprägt. Die verschiedenen Mittel kommen zur Anwendung, namentlich reiche Leute zum Eintritt in den Orden.

Über Abtrünnige oder Verräther wird von den Orden die Todesstrafe verhängt. Sie werden Richter in den Busch gelockt und erbarmungslos todtgeschlagen, in am nächsten Morgen vertilgen alle Newewänner, haben die gerechte Strafe vollzogen. Die Leute sind herbei und sind von Schreien erfüllt über das Blut. Auch durch Blut werden Abtrünnige bestrafen, oder wird ihnen das Gehöft angezündet und was nicht durch Brand zerstört ist, wird von den Newewähnern geplündert. Natürlich heißt es, daß der Bliggott seine Steine in einer Hütte geschildert habe. Übertritte der Ordensregeln werden an den Mitgliedern streng bestraft, in Idiotenfählen durch Aussöhung aus dem Orden, bei der die Schulden eine lächerliche Prügel bekommt, am Stoff glatt rasiert und zum Spott mit seinem festlichen Namen gerufen wird.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!